

Wilder Kaukasus

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

Der Kaukasus, jene unüberwindliche Gebirgsbarriere zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer, gilt als die Wiege des Europäers, wie 1,5 Millionen Jahre alte Schädelknochen beweisen. Alle Menschen, soweit sie helle Hautfarbe haben und nicht Afrikaner oder Asiaten sind, stammen, so sagt man, aus dem Kaukasus. Jener Gebirgsstock, die Geburtsstätte des Weißen also, bildet eine 800 km lange Grenze zwischen Europa und Asien. Bereits in der Antike war der Ort Schauplatz zahlreicher Mythen. Am Kasbek, Georgiens höchstem Berg, soll der Sage nach Prometheus angekettet gewesen sein. Auf der Suche nach dem Goldenen Vlies landete Jason mit seinen Argonauten in Kolchis, der Heimat der Medea, und die Kaukasische Pforte stellte über Jahrhunderte eine nur von wenigen Leuten kontrollierbare Paßstraße dar, die Invasoren davon abhielt, aus Transkaukasien nach Süden vorzudringen. Gleichwie, der Kaukasus übte seit jeher wie ein Magnet eine starke Anziehungskraft auf mich aus und nährte in mir den Wunsch, all die geheimnisvollen Mythen und ungelösten Rätsel zu entschlüsseln, und das ist auch der Grund, warum ich gerade im Flugzeug auf dem Weg nach Trapezunt im ehemaligen Königreich Pontos bin. An Bord gibt es diesmal, außer daß mein Weiterflug nach Trabzon vielleicht etwas ins Stocken geraten ist – acht Stunden Wartezeit sind einfach zuviel –, nichts Aufregendes, nur aufwühlende Videofilme, die gut in unsere hektische Zeit passen, sich aber weder durch tieferen Sinn noch durch ir-

gendeine Handlung auszeichnen. Wie abgestumpft muß eine Welt sein, die sich im Übertreiben von Verrücktheiten noch zu übertrumpfen sucht. Da nimmt es nicht wunder, daß immer mehr junge Menschen ihren vorgeblichen Helden nacheifern, um im Leben wenigstens durch irgend etwas zu glänzen, wenn sie schon sonst nicht viel anzubieten haben. In diesen Filmen wird ein sonderbares Menschenbild vermittelt, in dem die negride Rasse die Herrschaft übernommen hat, während die weiße zunehmend in Dekadenz versinkt. Filmemachern, die solchen Schund produzieren, gehört eigentlich das Handwerk gelegt, so wie Sokrates, der die Jugend verdarb und deshalb den Schierlingsbecher trinken mußte.

Die Urlaubsvorfreude läßt die Herzen höher schlagen, als wir bei strahlendem Sonnenschein mit Blick aufs herrlich blaue Meer zum Landeanflug ansetzen, und gleich nach Ankunft geht es schon wieder hinaus aus der Stadt, wo wir in einem Hotel unweit des Sumela-Klosters nächtigen wollen, um am nächsten Morgen in aller Frühe mit der Besichtigung beginnen zu können. Als wir bei geschlagener Nacht in unserem Hotel ankommen, fällt leichter Sprühregen. Wie sehr haben die Zeiten sich doch geändert! Noch vor 30 Jahren sah man kaum einen Türken auf Reisen, heutzutage kann man sich glücklich schätzen, wenn man unter den Touristen noch einen Deutschen antrifft. Selbst die Preise im außereuropäischen Ausland haben mittlerweile unser Niveau erreicht, wobei

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

aber die Produktivität nicht mithalten konnte. Doch die Türkei kann jährlich weiterhin ein starkes Wachstum verzeichnen, vor allem durch die hohe Geburtenziffer, während die Deutschen sich verstärkt Hund und Katze verschreiben und sich bei der Fortpflanzung zunehmend zurückhalten, sich daher dem Vorwurf einer gewissen Gebärfaulheit nicht entziehen können. Kein Volk ist bekanntlich engagierter darin, fremden Nachwuchs mehr zu fördern als den eigenen. Der künstlich geschaffene Wohlstand hat das seinige bewirkt.

Was wir gleich bei unserem ersten Programmpunkt erleben müssen, legt ein schreiendes Zeugnis ab, in welchem Land wir uns befinden: an einem Ort der Barbarei. Zu Tausenden scheint es die Einheimischen während der Ferienzeit an den Ort ihres „Verbrechens“ zu ziehen, pilgern sie doch zu Fuß in jenes heidnische Kloster, um sich persönlich davon zu überzeugen, daß sie auch wirklich jedes Mosaik gründlich zerstört haben. Einen solch schändlichen Frevel können eigentlich nur Ungläubige begehen, ohne Respekt und Achtung vor dem Andersdenkenden.

Das Sumela-Kloster liegt – an den Berg Athos erinnernd – wie ein Schwalbennest hoch an eine Felswand geheftet, in halber Höhe über einer engen Schlucht. Die Seldschuken, ein türkisches Reitervolk, haben es zerstört, später wurde es mit wenig glücklicher Hand wiederaufgebaut. Die noch erkennbaren Fresken stellen Motive aus der Bibel dar, was Anlaß dazu gab, sie auszuradieren. Sämtliche Zufahrtswege leiden außerdem unter dem Müll, den die Türken überall feinsäuberlich und ohne jedes Gefühl für Sauberkeit liegen lassen, und unter den gesundheitsschädlichen Dieselabgasen, die zumeist unvollständig verbrannt aus defekten Einspritzventilen

in die Luft und anschließend in die Atemwege des Menschen gelangen. Aber die dortige Regierung unter Ministerpräsident Erdogan ist unfähig, schärfere Gesetze zu erlassen. Man sollte daher keinesfalls dem Fehler erliegen und wie ich auf der Teerstraße zurückwandern, sonst hat die frische Luft während des Aufstiegs die Mühe nicht gelohnt.

Nach unserer Rückkunft vom Sumela-Kloster, hoch im Pontischen Gebirge, machen wir uns an die Besichtigung Trapezunts. Wer da gedacht hat, schöne Badestrände vorzufinden, zeigt sich spätestens jetzt enttäuscht: ein schmutziger Hafen und schmucklose Plattenbauten geben der Stadt, die auch von Erdbeben nicht verschont blieb, ein industrielles Gepräge ohne Glanz und Glamour. Nur die Hagia Sophia erinnert noch an die griechische Komnenenzeit, doch sind auch hier die Fresken wie überall in der Türkei nicht mehr besonders gut erhalten. Dagegen hilft leider auch die spät gezeigte Reue nichts. Langsam scheint es einigen allerdings zu dämmern, was sie damals mit ihrem religiösen Fanatismus angerichtet haben. Gerade die Öffnung Europas für die Türkei mit einem Riesenpotential an billigen Arbeitskräften hat dafür gesorgt, daß die ursprünglich orientalische Kultur durch die zusehends engere Verflechtung auch in ihrem Heimatland immer stärker zurückgedrängt wird, was man gerade oder insbesondere in Trabzon bemerkt. Die Kleidung ist westlich, die Geschäfte übervoll mit renommierten internationaler Marken, der Verkehr, die Musik und selbst der neue Baustil, alles trägt westliche Züge und fast nichts mehr ist türkisch. Von Vielfalt kann hier schon lange keine Rede mehr sein, denn alles verwässert oder wird durch Übernahme zur Einheit. Durch ein klares Bekenntnis zum Westen werden die überkommenen Lebens-

WILDER KAUKASUS

formen abgelegt. Doch nach wie vor sitzen die Männer tagsüber in Cafés und öffentlichen Parkanlagen herum. Wann sie einer Arbeit nachgehen, weiß keiner. Mit dem Ablegen der Mentalität ist es nämlich nicht so einfach wie mit dem Kaufen westlicher Produkte. Die Preise entsprechen jedenfalls ganz unserem Niveau, aber man handelt und feilscht wie anno dazumal. Dies ist Teil der Tragödie, denn der Nomade, der im Türken steckt, ist geblieben, darüber kann auch die Moderne nicht hinwegtäuschen.

Sehenswürdigkeiten findet man heute in Trapezunt keine mehr, und selbst wenn es sie gäbe, wären sie irgendwo zwischen Hochhäusern versteckt. Einzig die imposanten Festungsmauern lohnen eine eingehendere Besichtigung.

Über die endlosen Stadtwanderungen bin ich hungrig geworden. Aber auch die kulinarischen Köstlichkeiten möchte ich nicht alle durchprobieren, zu wach sind noch die Erinnerungen an die Durchfallerkrankungen vergangener Tage. Doch Bananen kann man überall essen, und diese schmecken auch noch richtig nach Banane – ein Geschmackserlebnis, welches einem in Deutschland fremd geworden ist. Zum Abschluß versuche ich mich auch noch an den Pfirsichen, die ebenfalls gerade reif geworden sind. Auch sie schmecken deutlich besser als bei uns. Zusätzlich überrascht, daß der Gemüsemann sie sogleich mit sauberem Wasser begießt – eigens für mich. Mein Hunger nach Süßem kann schließlich gestillt werden. Ungewöhnlich finde ich nur, daß man in den Konditoreien zwar allerlei Kuchen serviert bekommt, aber keinen Kaffee dazu, und dort, wo man Kaffee trinken kann, gibt es wiederum keinen Kuchen. Andere Länder, andere Sitten!

Am nächsten Morgen brechen wir auf zur georgischen Grenze. Die Fahrt führt

entlang der hügelig-grünen pontischen Steilküste, die keine weißen Sandstrände kennt, sondern nur dunkle Kiesel. Daher rührt wahrscheinlich der Name Schwarzes Meer, weil seine Ufer eher düster wirken. Aber genau weiß ich es auch nicht. Im östlichen Teil des Pontos Euxinos liegt auch die Teekammer der Türkei. An den sonnigen Abhängen gedeiht bester schwarzer Tee, der hier die günstigsten Bedingungen vorfindet und um den sich ein eigener Kult der Zubereitung entwickelt hat, der beinahe wie eine Wissenschaft betrieben wird.

Die Grenzkontrollen sind schnell erledigt, lediglich die Einreiseformalitäten für unser Fahrzeug nehmen längere Zeit in Anspruch. Grund dafür ist, daß im Computer kein entsprechender Vermerk für die Einfuhr zu finden ist. Mit einem gehörigen Bakschisch kann man den Beamten jedoch schnell auf die Sprünge helfen. Denn so sind die Verhältnisse nun einmal, und man wird sie kaum jemals ändern. Die gute Beziehung erst ist es, welche sämtliche Pforten öffnet.

So, nun bin ich endlich da, im Lande meiner Väter, denn auf meinem Y-Chromosom sitzt der genetische Marker P-15, der sein Maximum in Georgien aufweist, genauer gesagt unter den Osseten, und von dort aus haben sich meine Vorväter Stück für Stück ihren Weg nach Europa gebahnt. In einem Werk zur bayerischen Geschichte habe ich außerdem gelesen, daß die Bajuwaren angeblich aus Armenien stammen. Genau um dieses festzustellen bin ich nun hierhergekommen, denn zu meinem Urvolk gehören so schillernde Gestalten wie die Gletschermumie Ötzi, das Volk der Alanen, der Diktator Josef Stalin und das gesamte französische Königshaus bis zu den Bourbonen. Wann aber dieses Urvolk seinen Weg nach Westen angetreten hat, muß vorerst eine offene Frage blei-

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

ben. Lediglich von den Alanen weiß man, daß sie es waren, die von den Hunnen als erste aus ihren angestammten Wohnsitzen vertrieben wurden. Auf jeden Fall erklärt dies mein spezielles Interesse am Kaukasus.

Als wir nach zähen Verhandlungen an der Grenze endlich ins Land Kolchis einreisen dürfen, welches Jason auf der Suche nach dem Goldenen Vlies mit seiner Argo angesteuert und dieses sagenumwobene Widderfell mit Hilfe der Königstochter Medea, seiner späteren Gemahlin, raubte, erinnere ich mich an folgende Verse aus einer Tragödie des Euripides, welche mit dem Schicksal der Medea hadert, jener tragischen Gestalt, die, später von Jason verstoßen, die gemeinsamen Kinder umbrachte. Und diese Verse klingen so:

„Daß Argo durch die düstren Symplegaden nie
Gefahren wäre, steuernd nach dem Kolcherland,
Daß auf den Waldhöhn Pelions die Fichte nie
Gefallen wäre noch der Helden Arme sie
Gerudert hätten, welche Pelias ausgesandt,
Das goldne Vlies zu holen! Nie dann segelte
Medea, meine Herrin, nach Jolkos hin,
Für Jason heiß in wilder Liebesglut entbrannt.“

Derart hebt sich also sekundlich meine Stimmung, als wir beim heutigen Batumi in der Kolchis anlangen. Die Stadt selbst hat nicht viel zu bieten: es gibt einen botanischen Garten, einige elegant restaurierte Fassaden und einen nicht gerade einladenden Strand. Ein altes römisches Kastell, das später von den Türken erweitert wurde, aus schwarzem Lavagestein, ist beinahe alles, was die Antike überdauert hat. Daher habe ich es bei dieser Reise nicht wie auf anderen, wo ich die antiken Stätten im Alleingang und auf eigene Faust abgegrast habe, so gehalten, daß ich mich einer Reisegruppe angeschlossen habe. Hoch auf dem roten Wagen sitz' ich beim Kutscher

vorn, könnte ich von mir sagen, denn unser Gefährt ist ein moderner Reisebus. Das Reisen in einer Gruppe entbindet von allerlei Lasten, aber es wirft dafür andere Probleme auf – zwischenmenschliche. Unterkunft, Speis' und Trank sind fest vorgegeben oder werden nach strenger Disziplin zu fixen Zeiten eingenommen, so daß Zeit bleibt für die eigentlichen Belange, auf die es bei einer Reise ankommt. Gewiß, es ist da immer noch dieser „Märchenerzähler“ mit von der Partie, der das meiste, was man von ihm mitgeteilt bekommt, aus einem Reiseführer abgeschrieben hat. Ist man hingegen sein eigener Führer, kann man Dinge korrigieren, ist man auf einen fremden angewiesen, der noch dazu Führungsqualitäten vermissen läßt, ist man machtlos. So ergeht es uns, als wir in Batumi unser vorgesehene Hotel aufsuchen, das unseren Ansprüchen überhaupt nicht gerecht wird. Es muß also ein Ersatz gefunden werden, doch die Suche zieht sich über Stunden hin, die durch Nichtstun totgeschlagen werden müssen. Kein Wunder also, daß man in dieser Wartezeit mit manch unliebsamen Dingen des Lebens konfrontiert wird, etwa mit Bettlern oder Zigeunern, die hier zur Dauerbelästigung werden können.

Ein lehrreiches Kapitel Lebensgeschichte wird nun aufgeschlagen wie ein Buch. Ich spreche von Menschen, die ganz unten angekommen sind, von ihrer Familie verstoßen wurden oder davongelaufen sind, weil man sie ständig geschlagen hat – den Straßenkindern Georgiens. Straßenkinder gibt es auffallend viele unter den Zigeunern, meist in älteren Stadtvierteln, die entsprechend heruntergekommen und verwahrlost sind. Daß Frauen in solchen Ländern der Prostitution nachgehen, um ihren Familien den Lebensunterhalt zu verdienen, dürfte auch nichts Neues sein. Diese Begeg-

WILDER KAUKASUS

nung hat aber keine Vorgeschichte, sie kommt zustande, weil sie so vorgesehen ist. Ein kleines Mädchen bittelt mich an, keine zehn Jahre alt. Als ich mich restriktiv zeige, fällt es vor mir auf die Knie und umklammert mein Bein. Natürlich muß man als wohlmeinender Bürger in einer solchen Situation standhaft bleiben und darf dem Kind nicht den Eindruck vermitteln, daß man ohne Arbeit im Leben weiter kommt als durch Fleiß. Eine Mitreisende, die es mit den Katzen hält, reagiert derart herzlos, daß sie das Kind von meinem Bein wegrißt, ihm Schläge androht und es verjagt. Ein anderer aus der Gruppe, der selbst ein Alkoholproblem hat, versichert, daß das Kind „geschnüffelt“ habe, an den Augen würde man es erkennen. So also lernt man seine Mitmenschen kennen, die vielfach nur Unmenschen sind. Die, die man für hartherzig hielt, sind es in Wirklichkeit nicht, und solche, die scheinbar ein gutes Herz haben, in ihnen steckt ein Dämon.

Wenn man in einem Land wie Georgien in Schwierigkeiten gerät, weil sich kein Quartier finden läßt, so wird einem diese Suche von einer „Agentur“ abgenommen. Welche Gaunerei dahinter steckt, das sollten wir in jener Nacht am eigenen Leibe zu verspüren bekommen. Denn uns war anfangs noch gar nicht klar, wohin wir gekarrt werden, irgendwohin, wo die ganze Nacht reger Verkehr herrscht, wie sich später herausstellen sollte. Nun können wir mit eigenen Augen ansehen, was Zuhältereie bedeutet und zu welchen Handgreiflichkeiten es dabei kommen kann. Ich muß von meiner Koje aus miterleben, wie ein Mädchen aus dem Auto gezerrt wird, zwei Männer sich prügeln, wie es daraufhin wieder ins Fahrzeug gezogen wird und wie man ihm eine „Beruhigungsspritze“ verpaßt. Es bleibt allerdings beim bloßen

Zusehen, denn wenn selbst die Polizei sich nicht bemüßigt fühlt, dem unerfreulichen Schauspiel ein Ende zu bereiten, wie sollten dann erst wir als unbeteiligte Dritte uns in eine Messerstecherei mit Zuhältern einlassen? Gegen die Unterwelt kann man nicht ankämpfen, und in der Regel sind diese von Gott Verstoßenen es auch gar nicht wert, daß man sich für sie einsetzt. Gegen das Schicksal, das einem Menschen auferlegt ist, nicht von Gott, sondern von seinen Genen, hat man keine Chance, man hätte auch alle Hände voll zu tun.

Am nächsten Morgen müssen wir ernüchert feststellen, daß wir zu gewissen Räumlichkeiten des Hotels keinen Zutritt haben, weil erst noch die Spuren der Nacht beseitigt werden müssen. Wutschnaubend begreifen jetzt auch die letzten, wo wir hier gelandet sind, daß uns nämlich unsere saubere Agentur in einem Freudenhaus einquartiert hat. Dafür mußten wir nun die ganze Nacht Discolärm und Abgase ertragen, die uns um den Schlaf brachten. Doch auch hinsichtlich der weiteren Organisation hat die Reiseleitung nicht gerade eine glückliche Hand. Unsere örtliche Dolmetscherin versteht es weder, bestellte Speisen und Getränke richtig abzuzählen, noch kennt sie sich in der Stadt überhaupt aus. So verlaufen wir uns während der Stadtführung an Orte, die wir gar nicht aufsuchen wollten, weil sie weder im Programm standen noch überhaupt sehenswert waren, während diejenigen, die laut Programm zu besichtigen gewesen wären, erst ausfindig gemacht werden müssen. Und so reicht ein Desaster dem anderen die Hand.

Doch kommt zu unserem Glück gegen Nachmittag die Sonne zum Vorschein und brennt mit solcher Kraft hernieder, daß wir gerne ein erfrischendes Bad im Schwarzen Meere nehmen. Die

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

Gegend, wo wir uns häuslich eingerichtet haben, in der Nähe der Hafensperrpromenade, ist bis spät in die Nacht ein Ort der Begegnung – mit fremden Gesichtern und Minen, die unter sich schon recht unterschiedlich sind. Georgien ist ein Vielvölkerstaat; da gibt es den dunklen orientalischen Typus genauso wie den blonden oder rothaarigen germanischen. Die meisten Einheimischen fallen freilich durch ihre ungewöhnlich langen Nasen und scharf geschnittenen Gesichtszüge auf, es gibt aber auch den eher breitgesichtigen und ausgesprochen gedrungenen Schädel. In seiner ursprünglichen Tracht und mit langem Schnurbart sieht man heute kaum noch einen Georgier laufen. Hinsichtlich ihrer Art und Kleidung ist eine große Verwestlichung eingetreten. Die Frauen sind freizügig genug, sich am Strand im Bikini zu zeigen, während sie sich bei Nacht in freien Ärmeln und kurzen Röcken präsentieren. Welch ein Kontrast zum Nachbarland Türkei, wo eine nicht unwesentliche Minderheit noch immer die Burka trägt und sich auch sonst total bedeckt hält.

In dieser Nacht brauchen wir unbedingt Ohropax, um die Geräusche der nahen Baustelle abzumildern, die für vehementen Krach sorgt. Ein streitendes Liebespaar auf der Straße stört zusätzlich unsere Nachtruhe. Die vermeintliche Braut wirft ihre Ringe direkt unter unser Fahrzeug. Das größte Ungemach in Georgien ist aber nicht der Lärm, sondern es sind die Abgase. Kaum ein Fahrzeug, das den Treibstoff zu 100 % verbrennt. Fast ständig hat man in den großen Städten, wo der Verkehr sich ballt, den Geruch von Diesel in der Nase. Die alten Ladas und Wolgas tragen das ihrige dazu bei. Ein Umweltbewußtsein, wie wir es kennen, gibt es schlechterdings im Lande nicht. Eine geordnete Müllabfuhr

findet ebenfalls nicht statt. Der Müll wird einfach aus dem Fahrzeug geworfen, wo er im Straßengraben liegenbleibt. Aber genau das unterscheidet den Gesitteten vom Ungesitteten. Ähnlich wie im Baltikum wohnen überall dort, wo Russen hausen – und auch Georgien ist voll davon –, die Menschen zum Großteil noch in Plattenbauten der Sowjet-Ära oder in Häusern mit schmucklosen Wellblechdächern, die wahres Entzücken hervorrufen können. Es sieht aus, als habe jeder seine private Wohneinheit nach eigenem Gutdünken gestaltet: der eine verwendet Ziegel, der andere Klinker, und auch die Fenster und Balkone sind mit individuellen Mustern versehen. Nichts wird mehr repariert, und falls doch, dann nur notdürftig, weil es ohnehin bald einzustürzen droht. Mit all den Satellitenschüsseln und der im Freien an Stricken oder auf dem Balkon aufgehängten Wäsche hat man den Eindruck wie von einem neapolitanischen Elendsviertel. Dazu kommt, daß die meisten Kaukasier dunkelhaarig sind, was wunderbar zu dieser Atmosphäre paßt.

Am Morgen verlassen wir die Stadt nach einem sorgenfreien Frühstück, sind alsbald draußen vor der Stadt und erreichen nach den letzten gebirgigen Abschnitten die früher von Sümpfen bestandene kolchische Tiefebene, in der Jason anlandete. Eine heute mit Lianen überwachsene abchasische Burg kurz vor Kobuleti lassen wir achtlos links liegen. Als Individualreisendem wäre mir das nicht passiert, doch nicht jeder teilt diese Romantik.

Einfach traumhaft ist heute auch das Wetter, der Himmel wolkenlos, die Luft klar und trocken, und der Tag verspricht heiß zu werden. Bis Poti fahren wir noch die Küste entlang. Dort strömt der Rioni ins Meer, jener Fluß, in den wahrscheinlich die Argonauten einliefen. Früher

WILDER KAUKASUS

bestand das Mündungsdelta aus einer großen Lagune, die heute trockengelegt ist. Dann führt die Straße flußaufwärts bis Samtredia nach Kutaissi, wo wir die nächste Station einlegen, ehe wir am morgigen Tag die Paßhöhe bei Chashuri bewältigen wollen.

In einem parkähnlichen, von einem Bach durchflossenen Gelände liegt unser heutiges Quartier, welches einige Ruhe verspricht, da es abseits der großen Straßen liegt. In diesem Hotel haben sich auch einige hochkarätige Schachspieler einquartiert, da Kutaissi die diesjährige Schachweltmeisterschaft ausrichtet. Die Stadt selbst ist nur mittelgroß, aber immerhin die zweitgrößte des Landes. In der Antike hieß sie Kutaia. Sie besitzt heute kaum noch Sehenswürdigkeiten. Die Akropolis auf dem Ukimerioni, die Festung mit ihren 20 m hohen Mauern und sieben Ecktürmen und der Königspalast wurden geschleift. Die Kathedrale Bagrats III. (973-1014), Maria Entschlafenen, befindet sich immer noch im Restaurierungszustand und kann nicht wie geplant besichtigt werden. Daher fahren wir hinauf zum Gelati-Kloster, das früher zugleich als Akademie diente. Die dort lehrten waren der Auffassung, daß der Mensch unter geringem Alkoholeinfluß besser lernen könne als ohne und verabreichten ihren Schülern zu diesem Zwecke im Unterricht Wein. Der zugehörige Weinkeller liegt im Untergeschoß. Die Fresken dieser Kirche sind weitgehend zerstört, nur wenige wurden so wiederhergestellt, daß man die Darstellung wenigstens erkennen kann. Die Kirche selbst ist eine alte Basilika, deren Besichtigung bei Menschen, die einen religiösen Hang haben, seltsame Gefühle auslöst – urplötzliche Frömmigkeit. Beinahe schlagartig können sie kurz darauf schon wieder böse sein. Der Egoismus

des Menschen geht sogar noch über die Vergebung der Sünden hinaus.

In der Nähe von Kutaissi liegt der Sataplia-Naturpark, dem wir noch einen Kurzbesuch abstatten. Hier, an den Abhängen eines erloschenen Vulkans, wurden Dinosaurierspuren entdeckt, und es gibt hier auch eine Tropfsteinhöhle, durch die sich ein unterirdischer Fluß zwängt. Anstatt aus diesen Attraktionen ein Geschäft zu machen, hätte es ruhig bei der Naturbelassenheit bleiben können, dann wäre das Drumherum weniger aufdringlich und nicht so kitschig. Allein der Marsch unterhalb der überhängenden Steilwände, der an den Inka trail erinnert, führt durch eine unberührte Wildnis und entbehrt nicht eines gewissen Nervenkitzels. Der Blick von dem zwar ausgesetzten, aber gesicherten Steig hinab auf den Primärwald hinterläßt einen unvergeßlichen Eindruck von der Schönheit des Landes, welches wir uns als Reiseziel erkoren haben. In der Nacht plagten mich die Geister, die ich niemals hätte rufen dürfen, und rumoren in meinem Unterleib. Ein kräftiger Schluck Wodka auf nüchternen Magen bringt die Verstimmung wieder in Ordnung.

Am nächsten Morgen erfahren wir, daß die Kathedrale nun doch zur Besichtigung freigegeben ist, und wir ändern daher unseren Plan. Den Theaterplatz, wo unser Aufstieg beginnt, ziert ein Brunnen, der unter den zahlreichen Figuren, die ihn schmücken, auch eine monumentale Nachbildung der Ohringe der Königin Tamar enthält: ein Zwiegespann, das man bei Ausgrabungen unter den Grabbeigaben gefunden hat. Nach kurzem aber steilem Anstieg erreichen wir den monströsen Kirchenbau, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft sich die alte Königsburg befand, von der aus man einen umfassenden Blick über die Stadt genießt. Dennoch ließen sich die

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

Türken durch ihre Mauern nicht aufhalten, im Jahr 1693 wurde sie schließlich genommen. Etwa 300 Jahre war Georgien danach unter osmanischer Herrschaft.

Oben angekommen müssen wir feststellen, daß die Kirche entgegen zweimal wechselnder Ankündigung nun doch geschlossen ist. Damit dürfte sich die Besichtigung jetzt endgültig erledigt haben. So, wie wir gekommen sind, auf 150 Stufen, kehren wir unverrichteterdinge in die Stadt zurück, wo bereits geschäftiges Treiben herrscht. Denn obwohl heute Sonntag ist und obwohl Georgien ein christliches Land ist, heiligt man diesen Tag dennoch nicht. Sogar der Markt wird abgehalten. Viele Kirchgänger fallen auch nicht ins Auge, wer weiß, ob hier überhaupt die Glocken läuten? Eine feierliche Stimmung kommt dabei nicht auf. Wie wir erfahren, dürfen Priester, die der georgischen Kirche angehören, im Unterschied zur katholischen heiraten, Mönche, die ein Keuschheitsgelübde abgelegt haben, dagegen nicht. Eine schreckliche Vorstellung: der Priester im Sado-Maso-Outfit und seine Frau als Domina verkleidet. Über solch sittlichen Vorbildern möchte man ins Verzweifeln geraten, denn jene, die selbst nicht reinen Herzens sind, wollen anderen die Beichte abnehmen und ihnen



die Sünden vergeben. Und dann denken sie noch, daß Gott an ihnen Wohlgefallen findet, während die, denen sie Vorbild sein sollen, sich fragen müssen, was

den Priester überhaupt noch vom Normalsterblichen unterscheidet.

Die Menschen ringsum haben wahrscheinlich elementarere Sorgen, sie müssen gänzlich in den Niederungen des Irdischen verweilen. Wahrlich, es ist besser, nicht zu existieren, als ein solches Los zu teilen und dieses elende Dasein zu fristen. Der Geruch der Kloake umgibt einen, wo immer man hintritt, der Hauch des Unappetitlichen, wo immer man hinschaut. Zeit, diesen Ort zu verlassen!

Nachdem wir aus der Stadt heraus sind, halten wir uns an die Beschilderung, die nach Tiflis weist, oder nach Tbilissi, wie sie in der Landessprache heißt. Ich verstehe nicht, warum in allen neueren Reiseführern plötzlich neue Namen vergeben werden müssen, wo es doch geläufige deutsche Bezeichnungen dafür gibt. Dieses Umdenken-müssen hat viel mit Umerziehung zu tun, ein weiterer Schritt der Entnazifizierung, mit dem Ziel, die Identität der Deutschen auszurotten.

Der Fluß Dsiruli, dem wir nunmehr folgen, verengt sich ab jetzt zusehends zu einer Schlucht, die von grünen Wäldern durchzogen ist. Auch seine Wasser sind mit der Zeit klarer geworden.

Unversehens befinden wir uns in einer Gegend, in der Tonerde abgebaut wird, das Grundmaterial der Töpferei. Die Töpferwaren werden aber nicht wie bei uns in Geschäften, sondern direkt am Straßenrand angeboten. Interessant sind speziell die Nachbildungen der Hörner, aus denen der Georgier traditionell trank, denn man kann sie weder hinstellen noch aus der Hand legen, wenn sie gefüllt sind, weil sie kein Standbein haben. Aber das muß auch gar nicht sein, denn wie wir soeben aus berufenem Munde erfahren, trinken die Georgier sehr viel, wenn Feste angesagt sind, und alles in

WILDER KAUKASUS

einem Zuge. Das rückt sie in die Nähe der slawisch-germanischen Völkerschaften, die den Sinn des Lebens überwiegend im sinnlosen Besäufnis sehen.

Die Straße bietet immer wieder überraschende Aussichten und Tiefblicke, und dennoch fehlt das Gefühl der Einsamkeit, denn im Fluß tief unter uns baden Leute. Wie überall haben die Russen das ganze Tal zersiedelt und ihre Häuser mit geschmacklosen Wellblechdächern abgedeckt, die in der Sonne spiegeln wie bei uns die Solardächer. Mich persönlich stören auch die vielen Kühe, die scheinbar herrenlos mitten auf der Straße herumstehen, ein echtes Unfallrisiko darstellen und denen die Kraftfahrzeuge ausweichen müssen, wenn sie sich kein Ärgernis einhandeln wollen. Die Verkehrssicherheit im Land ist scheinbar anders geregelt als bei uns.

Mühsam quält sich unser Gefährt die Rikoti-Paßstraße hinauf, dem Fluß Dsiruli folgend, der an dieser Stelle allerdings nur noch ein Rinnsal ist. In zahlreichen Kehren und Kurven, über Dutzende Brücken geht es endlich hinauf zur Paßhöhe. Oben angekommen, stellt eine alte Burgruine, wo man einst die Zölle erhob, das einzig Erwähnenswerte dar. Die Aussicht ist begrenzt und gibt nicht viel her, zudem hängen tiefe Wolken über dem 997 m hohen Paß. Also schlängeln wir uns auf der anderen Seite die Paßstraße wieder hinunter, wie wir auf der einen heraufgekommen sind.

Bei Surami liegt auf einem Felskegel eine alte, höchst idyllische Burg, eine Gründung von Wachtang Gorgassali, an der wir jedoch, ohne von ihr Notiz zu nehmen, achtlos vorüberfahren. Die Legende weiß zu berichten, daß ihre Mauern in Abständen immer wieder einstürzten und man sie nur durch ein Menschenopfer vor weiterem Ungemach bewahren zu können glaubte. Ein Jüng-

ling war deshalb zur Versöhnung der Gottheit in der Burg eingemauert worden. Sein Blut soll angeblich noch heute aus den Mauern tropfen.

Der nächste größere Ort, Chashuri, bietet sich für eine Rast an, denn nunmehr haben wir endlich Ostgeorgien erreicht, die Wasserscheide ist überschritten. Alle Flüsse fließen von jetzt ab in Richtung Kaspisches Meer. Auch dieser verdreckte Ort ist nicht zu empfehlen, nicht einmal, um hier seine Notdurft zu verrichten. Es rinnen die Kloaken wie bei uns im Mittelalter quer über die Straße, und überall sieht man nicht nur den Müll, man riecht ihn auch überall. Davon kann Deutschland nur profitieren, da es ja durch seine Migranten schön langsam im gleichen Sumpf versinkt. Da kann man einem dann nur noch guten Appetit wünschen, es sich in irgendeinem der Restaurants gut schmecken zu lassen. Für mich und meinen Zustand sind Bananen und Cola ohnehin die bessere Lösung.

Zum Abendessen probieren wir erstmals georgischen Rotwein. Dabei mundet der Hauswein besser als der aus dem Supermarkt.

Am nächsten Morgen verlassen wir unser „Hotel an der Seidenstraße“ in Agara und begeben uns zunächst ein Stück in Richtung Chashuri zurück, von wo wir durch eine herrliche Mittelgebirgslandschaft über Bordschomi, welches zu Füßen des Meßchetischen Gebirges liegt, die Mtkwari hinauffahren. Ihr alter deutscher Name lautet Kura.

Bordschomi will sich 2016 um die olympischen Winterspiele bewerben, zudem ist der Ort ein Kurort, in dem sich vieles im Umbruch befindet. Alles Erdenkliche wird unternommen, um aus der halb verfallenen, ehemaligen Sowjet-Siedlung eine mondäne Anlage zu machen. Selbst der Müll ist aus dem Stadt-

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

bild verschwunden. Dabei wurde allerdings übersehen, daß auch die Mtkwari über und über mit Plastikmüll verschmutzt ist.

Vom Bahnhof Tschornaja-Retschka führt eine Schmalspurbahn auf einer Strecke von 37 km Länge nach Bakuriani hinauf. Die Fahrt in der 1. Klasse kostet zwei Lari, also umgerechnet gerade einmal einen Euro. Es gibt insgesamt fünf Ausweich- bzw. Haltestellen unterwegs, mit kleineren Bahnhöfen auf der Strecke, so daß man zwischendurch den Zug auch einmal verlassen kann. Der Bahndamm entspricht zwar nicht gerade dem, was wir von daheim gewohnt sind: neben den Gleisen herumliegende Bohlen, ausgetauschte Schienen, wo sie gerade liegenbleiben, und eine dicht an die Fenster heranreichende Vegetation, die man vom Waggon aus mit Händen greifen kann, aber die Fahrt hat dadurch ihren Reiz. Ein Signal ertönt und schon geht es weiter. Die Strecke führt zum Schluß durch blumige Wiesen, wie man sie in Mitteleuropa in dieser Reichhaltigkeit kaum mehr findet. Freilich fügt sich die Sowjetarchitektur nicht gerade harmonisch in die Landschaft ein, doch ab und an sieht man noch ein paar Häuser mit Schindeldächern. Nach zweieinhalb Stunden endet die Fahrt, und wir befinden uns inmitten eines schneesicheren Skigebiets. Nach dem vielen Herumsitzen völlig ausgehungert, stürzen wir uns alle wie wild auf die landestypische Spezialität, Käse- und Bohnenbrote, die vorzüglich schmecken und direkt an der Straße serviert werden, zumeist in einer armseligen Bretterbude zubereitet, wo man zusehen kann, wie der Teig zu einer Art Pizza ausgerollt wird. Es handelt sich hierbei allerdings um einen Blätterteig, der heiß gegessen zusammen mit Bier ein perfektes und sättigendes Mittagessen darstellt.

In Bakuriani befinden wir uns in immerhin 1800 m Höhe, über unseren Köpfen baumeln die Skilifte. Einige der Hotels sehen denen in den Schweizer oder österreichischen Skigebieten zum Verwechseln ähnlich. Und schon wieder sind wir relativ früh in unserem Quartier eingetroffen, so daß wir uns fragen müssen, was wir mit der restlichen Zeit anfangen sollen. Andere von uns, die nicht mit der Bahn heraufgekommen sind, kehren gerade von ihrer Bergtour zurück. Der Himmel ist aber bewölkt, so daß sich die Bergfahrt wohl kaum gelohnt haben dürfte. Somit haben wir jedenfalls ein wenig Zeit für uns selbst, was uns sonst in aller Regel nicht vergönnt ist.

In der Nacht fängt es an zu regnen, und dies bereitet einige Unannehmlichkeiten, vor allem beim Frühstück am nächsten Morgen im Freien. Nun sind die Bäche, die gestern noch hell und klar waren, braun und unansehnlich geworden und fließen wie Sturzbäche herab. In der benachbarten russischen Föderation soll es in den vergangenen Tagen große Überschwemmungen gegeben haben. Die Ausläufer dieses ausgedehnten Tiefdruckgebiets haben jetzt auch uns erreicht. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, also kann man ihn auch nicht vor dem Abend schelten.

Wir verlassen nun die Kraterlandschaft von Bakuriani und fahren mit dem Bus zurück nach Bordschomi. Der Ort ist bekannt für sein Heilwasser und wurde von der russischen Zarenfamilie einfach „beschlagnahmt“. Bordschomi war früher Sitz eines Fürstentums, wovon nicht nur die Petrisziche-Festung über dem Ort, sondern auch zwei weitere Burgen am Ein- und Ausgang der Schlucht Zeugnis ablegen: Gorgisziche im Nordwesten und Gwirgwina im Nordosten, beide zueinander in Sicht.

WILDER KAUKASUS

Natürlich bleiben diese nur dem Individualreisenden vorbehalten.

Während ich mich nun gesund fühle, sind bei einigen meiner Reisegeossen mittlerweile Unverträglichkeiten aufgetreten. Es ist schon ein hartes Land, welches wir da unter Erbrechen und Durchfall durchreisen. Doch des einen Freud' ist des anderen Leid, zumindest für die landestypischen, streunenden Hunde. Für sie ist das Erbrochene meiner Gefährten, das sie genußvoll auflecken, geradezu ein Leckerbissen.

Bald erreichen wir Gori, die Geburtsstadt Stalins, dem seine Heimatstadt hier ein Denkmal gesetzt hat. Sein Geburtshaus hat man in der Sowjet-Ära zu einem Pantheon ausgebaut. Das Museum dürfen wir allerdings nicht besichtigen, da dieser Mann noch heute dort verherrlicht wird, was in den Augen des Veranstalters eine Verletzung der Menschenrechte ist. So, wie es in Österreich kein Museum für Hitler geben kann, darf es nach unserem Weltbild auch dort keines für Stalin geben. Wir schämen uns selbst noch für die Geschichte fremder Völker und verurteilen Dinge, die uns gar nichts angehen. Außer dem Museum gibt es in Gori noch eine Burg aus dem 13. Jahrhundert, über die allerdings nichts Näheres bekannt ist.

Zur Einkehr suchen wir diesmal eine etwas außerhalb der Stadt gelegene kleine „Taverne“ auf. Forelle gebraten ist wie immer die beste Wahl, auch wenn sie nicht satt macht. Dafür ist die bildhübsche Georgierin, die mir das Essen serviert, eine doppelte Entschädigung. Ein elektrisierendes Signal durchläuft meinen Körper, als sie sich beim Servieren über mich beugt und mich dabei mit ihrem Busen am Oberarm streift. Ihre Haut ist makellos rein, sie wirkt gepflegt, und sie riecht angenehm. Schade,

daß ein so reizvolles Wesen in einem Land wie diesem verkümmern muß.

Nach dem Essen geht es weiter zur Höhlenstadt Uplisziche, die schon vor etwa 3000 Jahren existiert haben soll. Sie liegt auf einer Anhöhe hoch über der Mtkwari, wo man zugleich einen umfassenden Blick über das weite Flußtal bis zu den Höhen des Hinterlandes hat. Schwer vorstellbar, daß hier zur Blütezeit, als der Warenverkehr durch die hier vorbeiziehenden Karawanen noch florierete, 20000 Menschen gelebt haben sollen. Das linke Flußufer, aus dessen weichem Sandstein die Höhlenstadt herausgemeißelt wurde, fällt in mehreren Stufen zum Fluß ab und weist geologisch hochinteressante Formationen auf. Man glaubt gar kein Gestein vor sich zu haben, sondern eine schlabbrig-breieige Masse, die beim Erkalten puddingartig erstarrt ist und skurrile Formen hervorgebracht hat, denen jeglicher Windschliff fehlt.

Nach nur mehr kurzer Fahrt erreichen wir die georgische Hauptstadt Tiflis, in deren Einzugsgebiet entlang der Kura mehrere Burgen aufgereiht sind, die wir aber allesamt nicht besichtigen. Die Stadt leidet wie alle größeren Orte des Landes unter der Last des Verkehrs, dessen Führung unübersichtlich ist. Bei einem Hotel nahe der Autobahn schlagen wir unser Quartier auf.

Am nächsten Morgen machen wir uns sogleich zu einem Stadtrundgang auf. Unser erstes Ziel ist die neue, hoch über der Stadt erbaute Dreifaltigkeitskathedrale. Von ihrem nach allen Seiten offenen Standort hat man einen wunderbaren Rundblick über die gesamte Stadt. Die meisten Georgier sind sehr fromm und bekreuzigen sich im Angesicht der Kathedrale, schämen sich also ihres Glaubens nicht und tragen diesen auch offen zur Schau. Von den schroffen Abhängen

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

gegenüber, hoch über der Altstadt, grüßt trutzig die mittelalterliche Narikala-Festung herab. Die volle Schönheit der Hauptstadt Tiflis erschließt sich einem jedoch erst von der Metechi-Kirche aus, die aus dem 13. Jahrhundert stammt. Sie



bietet einen phantastischen Überblick über die gesamte Altstadt, auf der anderen Seite des Flusses, hoch über ihr, die glänzende Festung, die so manchem Angriff getrotzt hat. Das Innere der Kirche ist kaum lohnenswert, hauptsächlich Ikonen jüngerer Datums, was aber dem Kunstverständnis der Georgier wie im übrigen auch der Armenier scheinbar keinen Abbruch tut. In Tiflis leben nämlich auch viele Armenier, die ihr eigenes Stadtviertel haben und von derselben sprichwörtlichen Religiosität sind wie die Georgier.

Unser Rundgang findet nun seine Fortsetzung im Überqueren der Mtkwari, vorbei am Denkmal Wachtang Gorgassalis, führt hinauf auf die Burg, die ebenso umfassende wie prächtige Ausblicke auf die ganze Stadt bietet, und dann wieder in die Altstadt hinab. Diese selbst beherbergt noch mehrere alte Kirchen, darunter die Antschischati-Kirche aus dem 6. Jahrhundert. Sie ist eine der ältesten Kirchen der Stadt. Die Geistlichen können allerdings recht ruppig, um nicht zu sagen handgreiflich werden, wenn man eines dieser Gotteshäuser in kurzen Hosen betritt. So schiebt mich denn ein Pope bei dem Versuch, ins Innere zu

gelangen, einfach wieder aus dem Eingang hinaus. Der Mensch, der nackt erschaffen wurde, darf nur bekleidet vor seinen Herrn hintreten. Es lohnt sich nicht, mit Leuten, die solchen Vorstellungen anhängen, eine Grundsatzdiskussion zu führen. Desgleichen gilt, wenn man beim Fotografieren ertappt wird. Blitzlicht darf man ohnehin in keiner Kirche verwenden, aber was man in der einen gesehen hat, das unterscheidet sich ohnehin nicht groß von der andern.

Unser diesmaliges Mittagessen fällt ebensowenig erfreulich aus: das Bier leicht säuerlich, das Kalbfleisch vom zähen Rind, die Preise völlig unangemessen und überteuert.

Einen umfassenden Einblick vor allem in die jüngere Geschichte liefert das Ethnographische und Historische Dshanaschia-Museum, in dem sich zum einen die Schatzkammer befindet, mit raffinierten Goldschmiedearbeiten, die an das Gold der Skythen erinnern, zum andern die Galerie für Moderne Kunst sowie eine zeitlich befristete Ausstellung, zweisprachig auf georgisch und deutsch, über das Wirken der Deutschen in Georgien. Nur wer sie gesehen hat, vermag die Bedeutung unserer Nation für Georgien auf vielen Gebieten, vor allem auf kulturellem, richtig einzuschätzen.

Am nächsten Morgen fahren wir ein Stück in Richtung Tiflis zurück und von dort weiter zum Dshwari-Kloster, das unter UNESCO-Schutz steht. Unter uns liegt der Zusammenfluß der beiden wichtigsten Flüsse Ostgeorgiens, Mtkwari und Aragwi, die hier, bei Mzcheta, mit ihren verschiedenen Farben zusammenströmen. Im Ort selbst sehen wir uns die Kathedrale Sweti Zchoweli an, die festungsartig ummauert ist und in den Grundzügen auf das 11. Jh. zurückreicht, sowie das Nonnenkloster Samtawro, in dem aber gerade ein

WILDER KAUKASUS

Gottesdienst abgehalten wird. Die historisch und archäologisch viel wichtigeren und teils hoch in den Bergen gelegenen Festungen Armasis Ziche und Bebris Ziche, die aus der Ferne grüßen, schauen wir uns hingegen gar nicht an, denn unser Reiseveranstalter hält es mehr mit der Religion als mit der Geschichte und hofft auf diese Weise – was für unsere überwiegend verweichlichten Charaktere ja auch die bessere Lösung ist – fromme Brüder und Schwestern aus uns zu machen. Mit Kirchengeschichte allein kann sich natürlich auch kein bleibender historischer Niederschlag in unserem Gedächtnis verankern. Hätte ich die Reise in eigener Regie durchgeführt, wäre mir das nicht passiert. Was uns darüber hinaus von unserer Reiseleitung vermittelt wird, kann man unschwer auch in einem der oberflächlichen Reisepamphlete nachlesen.

Über soviel religiöser Inbrunst ist nun die Mittagszeit hereingebrochen. In den georgischen Restaurants heißt es aber aufpassen, denn die Kellner und Bedienten verstehen meist nicht englisch, können weder zählen noch rechnen. Sie bringen auf den Tisch, was man gar nicht bestellt hat, und können auch nicht behalten, wer es bestellt hat und wem sie es hinstellen müssen. Also stellen sie es irgendeinem hin. Dann hilft auch kein lautes Protestieren, was geordert wurde (oder auch nicht) muß bezahlt werden. Man fühlt sich regelrecht übers Ohr gehauen und kriegt sich vielleicht noch untereinander in die Wolle, wenn einer nicht begleichen will, was er gar nicht hat kommen lassen. Es scheint sich dabei um eine erprobte Masche, ein Relikt der Sowjetzeit zu handeln. Umgekehrt überrascht aber auch die Gastfreundschaft. Wer etwa einem Kind eine Packung Gummibärchen gibt, dem kann es durch-

aus widerfahren, daß er im Gegenzug eine Flasche Wein geschenkt bekommt.

Der georgischen Heerstraße folgend, gelangen wir anderntags an die eindrucksvolle Klosterburg Ananuri, die heute zur Hälfte vom Stausee verschlungen ist, früher aber hoch über dem Tal thronte und nur an der Straßenseite eine Angriffsfläche bot. Das Geschlecht, welches hier residierte, soll sehr kriegerisch und streitsüchtig gewesen sein, so daß keiner, der ihm entstammte, eines natürlichen Todes starb. Auf einem der Kirchenfresken sieht man, wie dem hier um 1739 regierenden Fürsten Bardzim und seinen Familienangehörigen die Augen ausgestochen werden, ehe man sie hinrichtete.

Auf der Weiterfahrt längs der Schwarzen Aragwi kommen allmählich die ersten schneebedeckten Gipfel in Sicht. Am Straßenrand kann man, überall wo Ausweichstellen sind, sogenanntes Fruchtleder kaufen. Dabei handelt es sich um aus Pflaumenschalen gepreßtes Trockenobst, das sich wie Leder anfühlt und genauso schmeckt.

Nach einer Hüttenübernachtung brechen wir auf zum Kreuzpaß, nicht ohne vorher einige Ausblicke auf die Bergwelt des Großen Kaukasus einzufangen, der mit zunehmender Höhe der Paßstraße



immer majestätischer wird. Das Wetter könnte für unser Vorhaben nicht besser sein, schreiben wir doch Freitag den Dreizehnten. Die Russen haben hoch

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

über Gudauri ein angesichts der atemberaubenden Bergwelt ringsum ebenso unpassendes wie überflüssiges Monument hinterlassen. Ein weiteres Denkmal für die nach dem Zweiten Weltkrieg ums Leben gekommenen deutschen Kriegsgefangenen, die die Paßstraße ausbauen mußten, befindet sich direkt auf dem Paß in 2358 m Höhe. Man glaubt sich irgendwo in den Alpenraum versetzt, mit dem Unterschied, daß bei uns die Kühe nicht frei auf der Straße herumlaufen dürfen. Man muß schon höllisch aufpassen, um eine Kollision bei schneller Fahrt zu vermeiden. Aber hohes Tempo verbietet sich aufgrund der örtlichen Gegebenheiten sowieso, weil die Straße durch Frostaufbrüche stark mitgenommen ist und lange Zeit schon nicht mehr geteert wurde. Da die Georgier aber nicht nach Rußland hinüber dürfen, sehen sie auch nicht ein, warum sie die Instandhaltungskosten für die Straße übernehmen sollten.

Der Kreuzpaß ist zugleich Wasserscheide: auf der drüberen Seite fließt der Terek zu Tal, unberührt, aber dennoch mit Müll übersät, den der Fluß von oben nach unten mitspült, wenn er einmal hineingekippt wurde. Überall erblickt man die Hinterlassenschaft der Sowjetzeit, die ohne Verstand und Ästhetik die Natur aufs barbarischste verändert hat. Nicht einmal hier, in einer der unberührtesten Gegenden der Welt, kann der Mensch sein Wirken leugnen.

Über die Dörfer Kobi und Zioni geht es durch eine Schlucht hinab nach Kasbegi, jenen Ort, wo man den Berg das erste Mal zu Gesicht bekommt. Doch leider sind wir zu spät aufgebrochen, Wolken hüllen die Gipfelregion in ein undurchdringliches Weiß, obwohl ringsum die Sonne scheint. Das sich hinziehende Frühstück und die ausgedehnte Nachtruhe waren uns wichtiger als das

Bergerlebnis, wir haben es nicht besser verdient. Darum hasse ich Gruppenreisen, alleinreisend wäre mir das nicht passiert.

Der Kaukasus ist ein Faltengebirge wie unsere Alpen, ähnlich sind auch Fauna und Flora. Die Wiesen sind aufgrund der reinen Luft und fehlenden Düngung mit Blumen übersät, die Wälder dicht und undurchdringlich. Tiere soll es hier auch zahlreich geben, jedoch sieht man sie tagsüber kaum. Es ist also unredlich und zudem eine Unsitte so manch einer Reisebeschreibung, einen Tierreichtum vorzugaukeln, den es so nicht gibt, nur um den allzu Jagdbeflissenen den Mund wässerig zu machen. An den Abhängen des Kasbek einen Greifvogel gesehen zu haben, der dort seine Kreise zog, kann ich allerdings persönlich bezeugen.

Mit Minibussen fahren wir hinauf zur Dreifaltigkeitskirche Zminda Sameba, die man schon unten im Ort hoch oben an den Hängen prangen sieht, als weithin sichtbares Zeichen, daß Gott die Welt erschaffen hat. Sein wertvollstes Erzeugnis hingegen, der Mensch, dessen man sich allein schon bei seinem Anblick schämen muß, ist nicht nur charakterlich völlig verunglückt, sondern hätte auch geistig und körperlich kaum schlechter geraten können. Betrachtet man diesbezüglich die Einheimischen, die frömmelnd und unterwürfig die Ikonen küssen und mit dieser Ehrbezeugung selbst vor den Füßen des Patriarchen nicht haltmachen, so wird uns einerseits bewußt, welche gute Arbeit die Kirche hier geleistet hat, und andererseits, wie rückschrittlich und zurückgeblieben die Leute selbst nach Jahren des Sowjet-Imperialismus noch sind. Von der Dreifaltigkeitskirche schauen wir sehnsüchtig hinauf zu Prometheus, der dafür, daß er den Göttern das Feuer stahl und es den

WILDER KAUKASUS

Menschen brachte, an diesen Berg gekettet wurde. Auch den Adler können wir erkennen, der aus seiner Leber frißt, und Ikarus, der sich von ihm herabstürzt, bevor er sich in kühnste Höhen aufschwingt, wie es heute die Paraglider tun. In der Hoffnung, daß sich die Wolken verziehen und das Antlitz des Berges freigeben, warten wir unnütz zu. Die Kulisse um uns herum ist mehr bedrückend als erhaben, auf der drüberen Seite des Tals sind es die jäh aus dem Abgrund aufsteigenden Bergriesen Schan und Kiri, auf der herüberen der sich zu erkennen gebende Kasbek, dessen wir mehrmals zwischen gelegentlich aufreißenden Wolkenfetzen, wenn auch nur kurz, ansichtig werden, erkennbar an seinem verräterisch durchschimmernden und gegen das Himmelsblau sich abzeichnenden Eis. Die Sonne droht uns euphorisch werden zu lassen, obwohl wir die Mühen des Aufstiegs zur Kirche Zminda Sameba gescheut haben und uns hinaufkutschieren ließen. Es heißt aber, und darin sind sich alle Dichter einig, daß es keinen erhabeneren Ort im Kaukasus gibt als diesen, wo sich tiefe Religiosität und kontemplative Betrachtung wie zu einem Akt vereinigen. Die grasig-grünen, blumenübersäten Hänge, der tiefblaue Himmel und die purpurfarbenen Steilwände machen diesen Tag, an dem die Tempelritter auf dem Scheiterhaufen ihr hochmütiges Leben aushauchten, zum Höhepunkt dieser Reise, lassen uns das Mystisch-Überirdische, welchem wir dadurch nähergebracht werden, erschauernd erahnen. Als sich beinahe schlagartig dunkel-düstere Wolken auf-tun und den soeben noch strahlenden Himmel zum Schweigen bringen, wissen wir, daß es Zeit ist, diesen Ort zu verlassen. Keine Stunde, die bliebe, um noch die sagenumwobene Darjal-Schlucht anzuschauen, jene, wie der römische

Schriftsteller Plinius der Ältere zu berichten weiß, wie ein Höllenschlund zulaufende und von einem Eisentor abgeriegelte sarmatische Pforte, welche König Wachtang Gorgassali befestigen und von einer kleinen Zahl Bewohnern aus den umliegenden Bergvölkern wirksam verteidigen ließ. Schon beim Herauffahren auf den Kreuzpaß waren uns die zahlreichen Wachttürme aufgefallen, die den König über ein lückenloses System aus miteinander in Sichtverbindung stehenden Türmen vor eindringenden Feinden warnen sollten. Somit hat die georgische Heerstraße eine mehr als 1000jährige Geschichte, deren Spuren bis heute nicht verblaßt sind.

So, wie wir gekommen sind, fahren wir in einem Satz nach Tiflis zurück, wo heute extreme Temperaturen herrschen, bei denen alle unsere Ambitionen zum Erliegen kommen. Nach mittlerweile drei Tagen ununterbrochenen Aufenthalts verlassen wir die Stadt in Richtung Armenien. Die Straße zur Grenze ist bei weitem nicht so schlecht, wie es noch in älteren Reiseführern zu lesen ist. Auch die Grenzformalitäten gehen vergleichsweise zügig und ohne Beeinträchtigung vonstatten, die ständig in der Luft hängenden Auspuffgase ausgenommen. Unsere armenische Reisebegleiterin begrüßt uns als Ausdruck der Gastfreundschaft mit einer Ladung frisch gepflückter Pfirsiche, die wir als ersatzweises Mittagessen gierig verzehren. Als eine alte „Kallaschnikow“ hatte sie uns der Reiseleiter angekündigt: wie sehr er doch damit recht hatte. Aber sie besitzt immerhin deutlich fundiertere Kenntnisse, als sie unsere georgische besaß. Und noch ein weiteres Anhängsel fährt mit: Heinrich, ein Agent, der später einmal deutsche Reisegruppen übernehmen soll. Solche Leute müssen mitgefüttert werden, aber sie sind andererseits auch unentbehrlich,

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

denn auf uns alleine gestellt würden wir uns wohl kaum zurechtfinden.

Die Fahrt führt anfangs durch relativ langweilige und nichtssagende Landschaften, befinden wir uns doch im tiefsten Punkt Armeniens. Denn Armenien ist überwiegend gebirgig, ein typisches Hochland, dessen Hauptstadt Jerewan auf gut 1200 m über dem Meeresspiegel liegt.

Gleich bei ihrem Einstand weist uns unsere Reisebegleiterin auf die klimatischen Veränderungen im Land hin, die der Klimawandel mit sich gebracht hat. Die Regenfälle hätten deutlich zugenommen, meint sie, und es gebe jetzt mehr Obst als früher. Vordem seien die Gräser schon im Juni gelb und verdorrt gewesen, während sie heute noch im August grün seien, wovon wir uns selbst ein Bild machen könnten.

Zunächst führt unsere Fahrt über ehemals aserisches Gebiet. Es wird uns davon abgeraten, das Fahrzeug überhaupt zu verlassen, denn gelegentlich soll es hier zu Übergriffen gegen westliche Touristen kommen, die von aserischen Fanatikern beschossen werden. Doch die fast außerirdisch anmutende Landschaft draußen ist zu verlockend, als daß es uns die eigene Sicherheit wert wäre, darüber nachzudenken. Der große Stausee und der wie ein Titan aus der Ebene aufragende Monolith zu seiner Linken stellen eine archaische Landschaft dar wie Lots Felsen in der Bibel. Bei dergleichen Monolithen, die es auf der Erde zahlreich gibt, handelt es sich um stehengebliebene Vulkanschlote, deren Äußeres ringsum von Wind und Wetter abgetragen wurde. Hinterlassenschaften wie diese lassen uns in der Erdgeschichte Jahrtausende zurückschauen, ein Anblick, der an das Ewige mahnt und uns die Macht des Universums weithin sichtbar spüren läßt.

In zahlreichen Kehren schrauben wir uns immer höher hinauf, bis wir irgendwann die Paßhöhe erreicht haben. So erinnert der Kleine Kaukasus einmal mehr an eines unserer deutschen Mittelgebirge, für ein Hochgebirge gebricht es ihm an Erhabenheit. Auch die Höhlen des Frühmenschen vermag man nirgends zu entdecken, wir müssen am Kaukasus als der Geburtsstätte des Menschen insgesamt zweifeln. Nur eins dürfte für uns feststehen: die Armenier sind ein Judentum, auch wenn sie eine indogermanische Sprache sprechen. Die Söhne Urartus – woher sie auch gekommen sind – begründeten die wohl erste Hochkultur im Hochland von Armenien, über welches wir gerade selbstvergessen hinwegfahren, und das seiner Ausdehnung und Leere nach Trostlosigkeit ausdrückt. Denn längst haben wir die Baumgrenze hinter uns gelassen, verlieren uns in der Monotonie jener unüberschaubaren Weiten, über denen in der Ferne der Ararat schwebt. Vierspurig führt die Autobahn in die Ebene hinab, in der Jerewan liegt.

Sofort sticht auch der Unterschied zu Georgien ins Auge: kein Müll auf beiden Straßenseiten, weder Plastik noch Pappkartons, überall akribische Sauberkeit. Doch über der Stadt brütet der Smog, 1,3 Millionen Menschen haben sich in den letzten beiden Jahrzehnten hier angesiedelt, quasi aus dem Nichts kommend. Unsere einheimische Reiseleiterin erzählt wehmütig vom Genozid an den Armeniern, beklagt, daß ihr Reich früher einmal viel größer gewesen, und daß ihnen nur ein schmales Restgebiet geblieben sei. Armenien spielte nur zweimal in der Geschichte eine größere Rolle, zur Römerzeit und im Mittelalter zur Zeit der Kreuzzüge. Dazwischen und danach war es stets der Fremdherrschaft unterworfen, entweder durch Perser, Türken oder Sowjets. Ein solches Selbst-

WILDER KAUKASUS

verständnis haben die Armenier bis heute von sich: introvertiert und still, so daß es fast beklemmend ist, wie wenig uns diese Menschen zu sagen haben oder sich in Szene setzen, für wie unwichtig sie sich selbst nehmen. Die Intelligenz wandert ins Ausland ab, zurück bleiben die Antriebslosen. Als wir in die Hauptstadt hineinfahren, fällt uns sofort die typische Bauweise auf: die Fassaden schachbrettartig komponiert aus zweifarbigen Tuffsteinen, die der Stadt ein weiches, ja fast warmes Aussehen verleihen. Und eine weitere Wohltat verdient es, ganz besonders hervorgehoben zu werden: man sieht auf den Straßen nicht ein einziges Kopftuch, die Frauen tragen ihr Haar offen und das Haupt unverhüllt. So unterscheidet sich der Armenier grundlegend vom Türken. Hellhäutige kommen noch recht zahlreich unter ihnen vor, Blondinen bestimmen das Straßenbild ebenso wie Dunkelhaarige, was auf indogermanische Herkunft wenigstens eines Teils von ihnen schließen läßt.

Nach einer grandiosen Nacht sandte der Herr Sturm und schwere Niederschläge auf Jerewan hernieder, wie zu Zeiten der Sintflut. Doch am nächsten Morgen tritt uns in vollendeter Schönheit der Berg Ararat entgegen, auf dessen Gipfel die Arche Noah gestrandet sein soll, woraufhin die Erde sich jeweils mit einem Pärchen von allen Arten bevölkerte und die Menschen sich mehrten und fruchtbar waren. Leider würde alles Wasser der Erde nicht hinreichen, um den Meeresspiegel auch nur um 75 m anzuheben, nur Christen in ihrer mentalen Einfalt mögen an solche Ammenmärchen glauben. Es hat nicht an ernsthaften Versuchen gefehlt, den Rest dieser ominösen Arche auf dem Berg oder zumindest an seinen Abhängen aufzuspüren. Doch kann es dieses Gefähr-

schon aus rein rationalen Gründen niemals gegeben haben, es existiert ausschließlich in der Fantasie derer, die man leicht für dumm verkaufen kann, was bei einem ungenügend gebildeten Volk auch nicht allzu schwer sein dürfte. Die vielen Kathedralen und Kreuzkuppelkirchen im ganzen Land, die auf diesen Mythos bauend errichtet wurden, sind ein leibhaftiger Beweis, auf welche Abwege die menschliche Natur geraten kann, wenn die Schulbildung keine Früchte getragen hat. Gleichwie, an jenem Morgen, nachdem die schweren Unwetter der vergangenen Nacht bereits vergessen sind, starten wir unser Besichtigungsprogramm in der armenischen Hauptstadt.

Als erstes geht es hinauf zum Siegesdenkmal der Mutter Armeniens, einer 56 m hohen Kolossalstatue hoch über der Stadt, mit der man – man höre und staune – des Sieges über Deutschland gedenkt. Von dort hat man einen ausgezeichneten Blick über das Häusermeer, mit dem Ararat im Hintergrund. Doch leider sind die Armenier ein schmutziges Volk und verunreinigen ihre schönsten Plätze und Anlagen. Ein wenig unpassend und beinahe provozierend nehmen sich auch die ausgestellten Panzer und Raketen russischer Bauart aus.

Während des anschließenden Marktbesuches habe ich Glück, nicht mit einem Eimer Wasser begossen zu werden, denn heute ist genau jener Tag, an dem dies ausdrücklich erlaubt ist. Einer meiner Reisegegnossen ist allerdings der Meinung, die Armenier hätten ihre Bräuche gefälligst nach uns zu richten, und brüllt einen jungen Burschen deswegen an – nur weil er ein bißchen naß geworden ist. Derart muß man sich also für seine Landsleute im Ausland schämen.

Jerewan besitzt keine Museen wie beispielsweise Tiflis, aber durch eines

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

ragt die Stadt ganz besonders heraus, die Handschriftensammlung bzw. das Mate-nadaran, was nichts anderes heißt als Bibliothek. Es sollen mehr als 16000 äußerst kostbare Handschriften sein, die in dem aus der Sowjetzeit stammenden, ausdruckslos grauen Gebäude gesammelt wurden und die zumeist in armenischen Schriftzeichen abgefaßt sind. Darunter finden sich Werke des Aristoteles, die im Original nicht mehr vorhanden sind, ebenso wie antike Schriftstücke der Geometrie und Medizin. In geradezu vorbildlicher Weise hat der Gelehrte Mesrop Maschtots' alles zusammengetragen und abschreiben lassen, was sonst unwiederbringlich verlorengegangen wäre. Bestechend schön sind diese Schriften, sauber und fehlerfrei und mit Miniaturmalereien ausgestattet, darunter mehrere Übersetzungen bzw. Kopien der Bibel ins Armenische.

Nach diesem Abtauchen ins Reich der Künste geht hinaus aus der Stadt, das Azat-Tal hinauf, zum Ort Garni, der Sommerresidenz der armenischen Könige. Schon im 3. vorchristlichen Jahrhundert soll hier eine Festung gestanden haben, von der heute kaum mehr sichtbare Reste vorhanden sind. Allerdings sind noch Ruinen eines in mühevoller Restaurationsarbeit wiederaufgebauten, hellenistisch-römischen Tempels zu sehen. Auch Hinterlassenschaften römischer Bäder haben sich gut erhalten. Am heutigen Tage jedoch, an dem sich die Armenier traditionell mit Wasser begießen, heißt es dort aufpassen, damit unsere Kameras nicht Opfer einer Wasserattacke werden. Ich persönlich sehe den meist jugendlichen „Tätern“ gelassen ins Auge, was mich im Gegensatz zu anderen davor bewahrt, ein unfreiwilliges Duschbad nehmen zu müssen. Trotz soviel Volkstümlichkeit gelingt es uns, den einen oder anderen Blick ins Tal des

Azat einzufangen, der in den Araxes mündet. Die Welt rund um diese Stätte, die einer ehemals heidnischen Lichtgott-heit gewidmet ist, ist einzigartig; wir atmen einen tiefen Zug vom Hauch der Geschichte, die uns, so als wäre sie soeben zurückgekehrt, allgegenwärtig umgibt.

Ich bin wie immer der einzige in der Gruppe, der über eine Reise eine größere Abhandlung schreibt, aber je öfter ich zum Kugelschreiber greife, desto häufiger wird es mit Argwohn betrachtet. Schriftliche Aufzeichnungen sind auf Reisen, an denen überwiegend das Mittelmaß teilnimmt, nicht gern gesehen. Die Menschen fühlen sich allein schon durch das gesprochene Wort bedroht, und ganz aus dem Häuschen sind sie, wenn sie etwas schwarz auf weiß über sich lesen. Dabei sind sie noch nicht einmal wichtig genug, als daß es sich lohnen könnte, auch nur ein Wort auf sie zu verschwenden.

Von Garni nur 20 km entfernt liegt ein weiteres Kleinod in der Umgebung der armenischen Hauptstadt – das Höhlenkloster Geghard, welches aus der Frühzeit des Christentums stammt, etwa vom Beginn des 4. Jahrhunderts, und der Legende nach vom heiligen Gregor dem Erleuchter gegründet worden sein soll. Man könnte auch ohne weiteres von Garni aus das Azat-Tal hinaufwandern, doch haben wir für solche „Späße“ keine Zeit. Zu bequem, zu schnell muß alles gehen, damit vorrangig am Ende doch wieder die leiblichen Vergnügungen zu ihrem Recht kommen. Schon im Reiseführer war zu lesen, daß dieses Höhlenkloster am besten an einem Sonntag zu besichtigen sei, doch kann Trubel auch ansteckend sein. Nichtsdestotrotz muß es durchaus nicht unangenehm sein, einmal ein wenig enger mit der einheimischen Bevölkerung in Berührung zu kommen,

WILDER KAUKASUS

zu scheu, zu zurückhaltend sind die Armenier doch – ein Volk, das aufgrund der jahrhundertelangen Unterdrückung durch Perser, Türken und Russen kaum großes Selbstbewußtsein angereichert hat – im Unterschied zu den überall sich laut und ungeniert gebärdenden Deutschen. Vor allem die Frauen haben sich heute fein herausgeputzt. Sie können zwar an Schönheit unseren deutschen Frauen meist nicht das Wasser reichen, jedoch gibt es auch unter ihnen die eine oder andere Hübsche. Anders als bei uns kommt man allerdings ohne Heiratsantrag kaum an das weibliche Geschlecht heran, denn wie in Georgien müssen auch hier die Frauen jungfräulich in die Ehe gehen. Intime Annäherungsversuche kann man sich also von Anfang an schenken.

Über all dem lauten Treiben vergesse ich fast den eigentlichen Grund unseres Besuchs, nämlich die Kirchen und Gavithe im Innern des Höhlenklosters in Augenschein zu nehmen. Zahlreich drängen die einen heraus und die andern hinein. Dichtgedrängt sieht man sich im rußgeschwärzten Inneren einem Lichtmeer von Kerzen ausgesetzt. Unge wohnte, fast heidnisch anmutende Symbole bedrängen den Besucher. Ein Geistlicher betet dumpf und monoton seine Litaneien ab, und immer wieder sieht man, daß die allzu Frommen religiöse Symbole küssen. Bei aller Ehrfurcht vor den religiösen Gefühlen anderer möchte man sich dieser Psychiatrie des Unwirklichen, dessen Gesänge noch lange in einem nachhallen, entziehen, hinaus an die warme Sonne, in die Freiheit entfliehen. Gänzlich mild ist die Nachmittagsstimmung nun, das warme Licht läßt die düstere Anlage wohlthuend weich erscheinen, der Himmel zeigt wieder sein unverblühtes Blau, und die klare Luft läßt die Umrisse des Felsgesteins der uns

umgebenden Wüste noch schärfer hervortreten. Man wird des Knipsens nicht müde, doch irgendwann schleift sich auch diese Begeisterung ab.

Auf dem Retourweg kommen wir nochmals durch die Innenstadt von Jerewan, vorbei am Platz der Republik, der sich uns genau so präsentiert, wie es zu unserer augenblicklichen Stimmung paßt. In friedlicher Harmonie gehen wir an diesem Tage alle auseinander, und keine Kritik regt sich mehr in einem von uns, denn der Tag hat seine Schuldigkeit getan.

In der Nacht zeigt sich ein grandioses Dreigestirn: im Osten steht der sichelförmige Mond mit zwei benachbarten Planeten. Wir können uns nicht erklären, was diese Erscheinung zu bedeuten hat. Und am Morgen zeigt sich der Berg Ararat völlig wolkenlos. Zar Peter von Rußland, der ihn nach drei Tagen bitteren Wartens immer noch nicht zu Gesicht bekam, würde uns wahrlich beneiden.

Für den heutigen Tag ist eine Auswärtsfahrt geplant, und zwar zum Kloster Chor Virap. Dort soll sich folgendes ereignet haben: Der heilige Gregor der Erleuchter, in Kappadokien zum christlichen Glauben erzogen, weigerte sich, den heidnischen Göttern zu opfern und wurde zur Strafe von König Tiridates III. in ein tiefes Erdloch geworfen, in dem er 13 Jahre lang schmachten mußte. Als der König unheilbar erkrankte, wurde ihm geweissagt, daß nur der heilige Gregor ihn gesund beten könne. Als die Wunderheilung dann wirklich eintrat, bekehrte sich der König zum Christentum. So jedenfalls berichtet es die Legende. Die historische Wahrheit aber ist, daß Tiridates in Rom am Hofe Kaiser Diokletians erzogen worden war und später von diesem als König von Armenien eingesetzt wurde. Daß sich Armenien noch vor den Römern zum Christentum bekehrt haben

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

soll, ist in den Bereich der Fabel zu verweisen. Wie dem auch sei, das Christentum ist wohl doch in Armenien als einem der ersten Länder offiziell eingeführt worden, Gregor dem Erleuchter wurde die Christianisierung des Landes übertragen. Ob solcher Geschichten übersieht man gern, daß der Ort Chor Virap eine geradezu mystische Ausstrahlung hat. Schon bei der Annäherung, wenn man von fern die Kirchturmspitze erblickt, läßt einen die Kulisse mit dem gewaltigen schneebedeckten Ararat im Hintergrund vor Ehrfurcht erschauern, und man ahnt, daß es zwischen Himmel und Erde mehr gibt, als wir zugeben wollen. Der mit dem Christentum einsetzende Niedergang des Abendlandes, welchen, noch bevor dieses so richtig geboren war, auch der ruhmreiche Kaiser Diokletian nicht mehr aufhalten konnte, nahm in den kargen und baumlosen Höhen Armeniens seinen Anfang.

Als die Sonne erbarmungslos auf den Ararat herniederbrennt, entschließen wir uns, die Fahrt fortzusetzen, mit Zielrichtung Noravankh, einem weiteren, inbrünstig herbeigesehnten Kloster, welches in großartiger Landschaft an der



Grenze zu Nachitschevan liegt. In der Nähe des Dreiländerecks zwischen Armenien, Persien und der Türkei biegen wir ab, quälen uns durch die menschenfeindliche Einöde der Berge Nachitschevans, das Arpha-Tal hinauf, bis wir, nahezu unvermutet, rechtsab in eine

Schlucht einbiegen, die an Majestät nicht ihresgleichen hat. Hier, in den rotfarbenen Bergen, wo der Fels Eisenoxid atmet und die Bedrohlichkeit Gestalt annimmt, liegt fernab aller Wirklichkeit eine der schönsten Kirchen, die menschliche Augen jemals gesehen haben – Noravankh. Nicht ohne Grund hat man in den Anfängen unserer abendländischen Religion die Ausübung der Gottesverehrung an entlegene Plätze verlegt, um dem Martyrium und der Schändung zu entgehen. Denn Feinde besaß das Christentum zu allen Zeiten und besitzt es noch heute. Was wir aber hier vorfinden, ist eine Vermischung aus Christentum und Islam, denn die bildlose, symbolhafte Verzierung ist es, was armenische Klöster auf den Islam übertrugen, dessen formenreicher Ausdruck nur ein Plagiat des armenischen Kirchenbaus ist. Inmitten rosa- und rotgefärbter Felsen liegt dieser Ort, so klar, als wäre aller Tage Anfang, und die Zurückgezogenheit leidet einzig unter unseren Stiefeln, die das Erbe der Ehrfurcht achtlos zertreten. Chöre, so laut, daß es von den umgebenden Felswänden widerhallt, krönen den Abschluß unserer Armenienreise, und in Demut fallen wir nieder in den Staub, aus dem wir sind. Nichts hat größere Zeugnisse erschaffen als die Gottesfurcht, und es waren nicht wir, es waren andere, die sie einflößten.

Nach einer Weinprobe in Areni wirken wir nach ekstatischem Hungern, nachdem wir das Arpha-Tal ein zweites Mal durchschritten haben, alle wie geläutert. Immer dem Berge Ararat zustrebend kehren wir nach Jerewan zurück. Dort werden wir schon sehnsüchtig erwartet, von der holden Weiblichkeit, denn kaum, daß wir angekommen sind, werde ich auf dem Platz der Republik von einer jungen Armenierin angesprochen. Sie will auffallend viel über mich

WILDER KAUKASUS

wissen, und ihre erste Frage lautet, wie mir Armenien gefalle. Meine Standardantwort, die ich mir auf solche Fragen schon daheim zurechtgelegt habe, lautet wie immer in solchen Fällen einfach aus Höflichkeit, daß mir das Land und seine Menschen überaus gut gefielen und die Leute äußerst zuvorkommend und freundlich seien. Darauf ernte ich nur verwunderte Blicke, und die junge Dame hakt nach und bohrt weiter, sie will es genauer wissen und fragt mich, ob es nicht doch etwas gäbe, was ich auszusetzen hätte. Na ja, meine ich, ich finde, daß Armenien im Vergleich zu Georgien noch viel zu sehr vom Sowjetimperialismus geprägt sei, aus dessen Fängen sich das Land noch gründlicher befreien müsse. Dabei blicke ich der jungen Dame tief in ihre strahlenden tiefschwarzen Augen, möchte von ihr wissen, was sie antreibt, mich so genau auszuforschen. Aber als sie dann plötzlich über Gott und die Bibel zu reden anfängt, fällt es mir wie Schuppen vor den Augen: Ich bin einer Zeugin Jehovas aufgesessen, die sich gerade anschickt, mir das Heil zu predigen. Doch alle Bekehrungsversuche bleiben erfolglos, die Art, wie sie besessen über religiöse Inhalte redet, tört mich schlagartig ab, und um sie loszuwerden, frage ich sie aufs Geratewohl, ob sie denn nicht verheiratet sei, und treffe damit ihren wunden Punkt. Ihre Frage, ob das denn mit der Sache etwas zu tun habe, beantworte ich mit dem Hinweis, daß Frauen, die einen Mann und Kinder zu versorgen hätten, gar keine Zeit aufbrächten, sich mit so unwichtigen Dingen wie den ihrigen zu beschäftigen. Schließlich gebe ich ihr noch zu verstehen, daß ich nicht hierhergekommen sei, um mir von ihr Bibelauslegungen anzuhören, sondern aus dem viel einfacheren Grunde, mir die Stadt anzusehen, und daß mir dafür eingedenk un-

serer länglichen Diskussion nicht mehr viel Zeit bliebe. Und dabei hatte ich für einen Moment geglaubt, daß sie sich eigens für mich so hübsch gemacht hat, und daß sie auf Männerfang aus sei. Doch dafür ist Jerewan ja nicht der richtige Ort, obwohl in der Fußgängerzone unverheiratete Frauen scharenweise an einem vorüberziehen und Dinge in Gang setzen, wie sie in Anbetracht der natürlichen Regungen des Mannes keine Seltenheit sind.

Nachdem in der Nacht der Sturm abgeflaut ist, fahren wir am nächsten Morgen durch das „Las Vegas“ von Jerewan hinaus zum Kloster Edschmiatsin. Unterwegs legen wir noch einen Zwischenstop bei der Hripsime-Kirche in Vagharschapat ein. Die schöne Hripsime war die erste Märtyrerin Armeniens, die der König wegen ihres christlichen Glaubens hinrichten ließ, und sie wurde dafür später vom Papst heiliggesprochen.

Die morgendlichen Temperaturen lassen uns schon erahnen, daß es heute wieder heiß werden wird in Jerewan. Nicht nur der Ararat, auch der Aragats, der mit 4095 m höchste Berg Armeniens, nach der Legende sein im Schatten seines Ruhmes stehender Zwillingbruder und wie jener ein feuerspeiender Berg, zeigt sich frühmorgens wolkenlos, als wir hinauffahren nach Etschmiatsin.



Dies ist der Legende nach jener Ort, wo der eingeborene Sohn auf die Erde he-

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

rabstieg. Die Kathedrale wurde von Gregor dem Erleuchter im Jahre 303 auf den Resten eines antiken Heiligtums erbaut. Im Innern befanden sich mehrere Reliquien, die heute ins Museum ausgelagert sind, darunter ein Stück Holz der Arche Noah, ein Splitter der heiligen Lanze, mit der Christus von einem römischen Soldaten durchbohrt wurde, und die rechte Hand Gregors des Erleuchters. Von Etschmiatsin, das durch sein Stilgemisch keine reine Kirche mehr ist, hat man einen freien Blick auf die Gajane-Kirche, die nach einer weiteren Märtyrerin, der heiligen Gajane, benannt ist, die zur Strafe mit weiteren 35 Nonnen sterben mußte, weil sich die heilige Hripsime, in die sich Tiridates unsterblich verliebt hatte, dem König verweigerte. Die altertümliche Kreuzkuppelkirche besticht durch ihre klare Bauplastik und stellt mit dem Ararat im Hintergrund ein lohnendes Fotomotiv dar.

Weiter geht es auf unserem Trip durch die armenische Kunstgeschichte zur Kirchenruine Zvarthots' aus dem 7. Jahrhundert, einem ursprünglich dreigeschossigen Säulenrundbau, dessen Entstehung auf den Katholikos Nerses II. zurückgeht und von dem selbst der Kaiser in Konstantinopel so entzückt war, daß er ihn nachbauen lassen wollte. Allein dazu kam es nicht, da der Baumeister auf dem Wege nach Konstantinopel ums Leben kam. Zvarthots' bedeutet wortwörtlich „Ort der himmlischen Heerscharen“, und himmlisch ist fürwahr die ganze Aura, die den Ort umgibt, der überragt wird vom mystischen Berge Ararat. Einst stand hier eine vorchristliche Kultstätte, die aber der Erbauer persönlich zerstören ließ. An diesem Ort soll auch die Begegnung zwischen Gregor und König Tiridates III. stattgefunden haben, was letztlich zu dessen Heilung führte und zu dem Umstand beitrug,

daß Armenien das erste christliche Königreich des Orients wurde. Und so, wie sich die weiße Kappe des Ararat majestätisch über der Araxesebene aufschwingt, mögen früher die Adler, welche noch heute die Kapitelle der Kirche schmücken, über dieser entrückten Stätte gekreist sein. Es ist das Herz, das höher schlägt bei dem, der diese wunderbare Atmosphäre in sich aufsaugt. Dies dürfte letztlich auch die UNESCO dazu bewegen haben, sie in ihr Weltkulturerbe aufzunehmen.

Nach diesem letzten Höhepunkt, den uns Zvarthots' beschert hat, geht es in die Hauptstadt zurück, auf derselben Route, auf der wir gekommen sind, zurück zum Platz der Republik, wo es Straßencafés gibt – auch solche, die gehobenen Ansprüchen genügen –, in die man sich zum Verweilen und Leute beobachten setzen kann. Nach dem Genuß einiger landestypischer Pfannkuchen beenden wir unser Besichtigungsprogramm am Genozid-Denkmal, um den bislang ungetrübten Freuden zum Abschluß noch ein Stück Nachdenklichkeit draufzusetzen. Die ewige Flamme, die dort brennt, soll an die Opfer des Völkermords an den Armeniern durch die Türken erinnern. Im zugehörigen Museum haben Experten alle möglichen Dokumente zusammengetragen, die zu diesem Genozid irgendeine Aussage machen, anscheinend, um jegliche Zweifel daran auszuräumen. Tatsache ist aber, daß sich die Übergriffe gegen die Armenier über einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren hinzogen und in drei Spitzen gipfelten, denen jeweils mindestens 300.000 Menschen zum Opfer gefallen sind, was gegen ein planmäßiges Vorgehen bei der Ausrottung spricht, wie man es etwa vom Holocaust kennt. Historisch hat es einen Staat Armenien seit dem Mittelalter nicht mehr gegeben, und nachdem

WILDER KAUKASUS

das Land zuletzt (1878) zwischen Türken und Russen aufgeteilt wurde, waren die Armenier im türkisch besetzten Teil eine Bedrohung für die Träume der Jungtürken von einem Großtürkischen Reich, was 1915 in der Deportation eines Großteils der armenischen Bevölkerung in die syrische Wüste gipfelte. Dabei sind nach offiziellen Angaben 1,5 Millionen Menschen umgekommen. Da die christlichen Armenier in den Städten des Osmanischen Reichs die reiche Oberschicht und geistige Elite stellten, waren sie den türkischen Nationalisten ein Dorn im Auge. Alles Land, auf welches die Armenier noch ihre alten Rechte geltend machen konnten, war zu jener Zeit bereits türkisch, und der Sieger diktiert für gewöhnlich die Spielregeln. Die Armenier als die Schwächeren und Unterlegenen konnten niemals darauf hoffen, ihre Souveränität zurückzugewinnen. So hart ihr Los auch gewesen sein mag, so ereilte es sie doch im Verlauf von Kriegserignissen, zu denen Tod und Vertreibung naturgemäß dazugehören. Es blieb ihnen also wie schon in den Jahrhunderten der Fremdherrschaft davor nur die Diaspora übrig. 1,5 Millionen Armenier leben heute im Ausland und teilen somit das Schicksal der Juden. Ginge es nur darum, als Unterlegener auf sich aufmerksam zu machen, so hätten auch die nord- und südamerikanischen Indianer, Teile der zur Sklaverei herangezogenen Bevölkerungen Schwarzafrikas und die australischen Aborigines ein Anrecht darauf, sich Denkmäler setzen zu lassen. Die Geschichte des Völkermords hat eine lange Tradition, ja sie ist beinahe Normalität, und es gibt in der Geschichte kaum ein Volk, das sich dessen nicht schuldig gemacht hat. Krieg hat immer zum Ziel, den Gegner zu vernichten, daran werden auch die Menschenrechte nichts ändern. Eine bessere

Welt als die unsere ist nicht vorstellbar, sagt Kant, „wir sind Kaiser, nicht Gott“, drückte es der österreich-ungarische Kaiser Franz-Josef einmal aus. Die Politik gehorcht anderen Spielregeln als die Religion, die das Entsetzen der Menschen immer wieder zum Anlaß nimmt, einen ewigen und weltumspannenden Frieden auszurufen, der in der Realität nur ein frommer Wunsch bleiben wird.

Gleichwie, nach all den Traurigkeiten kehren wir Jerewan endgültig den Rücken und fahren hinaus an den blauschimmernden Sevan-See, um noch als kleines Extra die allerchristlichste Stimmung der hoch über der Halbinsel liegenden Sevan-Kirchen einzufangen: kein Ort, an dem man bleiben möchte, aber für ein stimmungsvolles Abendessen in der untergehenden Sonne ein geeigneter Aufenthalt. Im Best Western Hotel kann man es aushalten; es gibt einen Swimming pool oder man kann direkt in den See springen. Allerdings liegen die Temperaturen des Sevan-Sees, der in 2000 m Höhe liegt, trotz Lufttemperaturen von 38 °C kaum über 19 Grad.

Am nächsten Morgen brechen wir erst spät auf, genießen noch ein letztes Sonnenbad, um dann auf demselben Weg, den wir ins armenische Hochland heraufgekommen sind, wieder ins Tiefland von Georgien hinunterzufahren. Das Wetter ist besser als auf der Herfahrt, das Grün der Wälder und darüber das hellere Grün der baumlosen Matten wirken in der klaren Luft noch intensiver. Die letzte Fremdwährung ist schnell ausgegeben, vergessen ist die Knappheit des Angebots, welches in Armenien noch bedrückender ist als in Georgien. Die Arbeitslosigkeit liegt bei 35 %, und dennoch gibt es einige wenige Armenier, die im Ausland leben, aber zusammen genommen reicher sind als das ganze Land. Erst als wir uns in unzähligen

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

Kehren ins Tal der Kura hinabgeschlängelt haben, umfängt uns wieder die unerträgliche Hitze des Tieflands, die einem selbst die Lust aufs schönste raubt.

Am Abend erreichen wir Tiflis und kehren wieder in demselben Hotel ein, das wir schon einmal hatten. Einige von uns fahren nicht mit hinaus, sondern bleiben in der trostlosen Innenstadt zurück, die von Qualm und Abgasen geschwängert ist, und genießen lieber den Lärm und die Hektik einer Großstadt, welche sie das ganze Jahr über haben. Doch mich reizt die Stadt nicht mehr zum Verbleib, denn weder bietet sie unbekanntes kulinarische Genüsse noch sind die Georgierinnen mit ihren langen und gebogenen Nasen wirklich hübsche Frauen. Sie können den Sinn eines Mannes auf anderes lenken, während man unter den Armenierinnen wenigstens noch die eine oder andere Schönheit entdecken kann. Allein der Frauen wegen lohnen sich aber beide Länder nicht, man muß seine Eroberungsgelüste schon in die Wälder und die freie Natur hinaustragen, die mit ihren Bären, Wölfen, Elchen und Steinböcken eine Werbung für sich sind und dem Puls unserer Zivilisation so fern wie kaum anderswo. Denn unsere Natur ist am meisten durch den Menschen bedroht, der in seiner alles verschlingenden und gegen nichts Rücksicht übenden Art auch die letzten Reservate und Refugien unseres Planeten zerstört.

Einmal noch müssen wir in Tiflis übernachten, ein nächtliches Unwetter tangiert uns kaum. Nach der schwülheißen Nacht regnet es am nächsten Morgen leicht. Nunmehr beginnt der letzte Teil unserer Reise durch den Kaukasus, wir streben der aserbaidischen Grenze zu. Dawit Gareldscha, das Höhlenkloster in der Wüste, steht nicht in unserem Programm, und das ist jammer-

schade, denn das Udabno-Kloster wäre wohl der absolute Höhepunkt von ganz Georgien gewesen. Doch ist die Straße dorthin unwegsam, und unsere Gruppe ist zu groß, als daß wir alle auf Land Rover verfrachten könnten. Als kleine Kompensation sozusagen für soviel Entgangenes fahren wir dann noch Signagi an, das wie ein Dorf in den Abruzzen auf den Besucher wirkt. Ein solches Kleinod würde man in dieser Gegend über dem Alasani-Tal kaum vermuten. Der Ort mit seinen 23 Türmen und einer mittelalterlichen Stadtmauer besitzt ein überwältigendes Panorama. Bei klarer Sicht kann man jenseits des Tales die gut 4000 m hohe Gebirgskette des Großen Kaukasus erblicken, darunter die höchsten Gipfel Daghestans. Über mehrere Kehren gelangen wir auf der anderen Seite wieder hinunter an den Fluß, in die vor rauhen Winden geschützte Weinbauregion Georgiens. Hier gedeihen Pfirsiche, Pflaumen, Melonen und Tomaten, und hier beginnt auch die kachetische Weinstraße.

Zuerst erfahren wir nur lapidar über Telefon, daß unser Hotel in Telawi aufgrund des nächtlichen Unwetters über keinen Strom und kein Wasser verfügt, bis das ganze Ausmaß des Sturms und Hagels sichtbar wird: umgestürzte und entwurzelte Bäume, leergefegte Baumkronen, abgedeckte Dächer und beschädigte Häuser, geknickte Strommasten, vernichtetes Obst. Noch nach Stunden liegen die Hagelkörner in den Abwasserkanälen. Die Flüsse sind braun vor Sand. Dazu herrscht blauer Himmel und eitler Sonnenschein –so als wäre nie etwas gewesen. Ein ganzes Bataillon Soldaten ist mit Aufräumarbeiten beschäftigt, die Straßen sind übersät mit Laub und losem Blattwerk. Viele Menschen sind obdachlos geworden, an den Tankstellen und in den Bäckereien fin-

WILDER KAUKASUS

den Hamsterkäufe statt. Das Stromnetz ist zusammengebrochen, und einige berichten, daß es in den Hotelzimmern kein fließendes Wasser mehr gibt. Überall trifft man auf Menschen, welche die Spuren der Verwüstung zu beseitigen suchen. Ein solch geschäftiges Treiben auf den Straßen, ein solches Durcheinander und Chaos habe ich noch nicht erlebt, seit ich lebe. Doch viele nehmen es auch gelassen, sagen, man könne ohnehin nicht mehr tun. Man könnte indes sehr vieles bewegen, man bequemt sich nur nicht dazu. Die Menschen haben immer noch nicht begriffen, was der Klimawandel für sie bedeutet, sie glauben weiterhin, ihn aussitzen zu können. Und die Politik propagiert immer noch die Produktion von fossil angetriebenen Fahrzeugen. Die Menschen, die vom Klimawandel betroffen sind, brauchen einem da eigentlich nicht leidzutun, da sie ihn ja selbst verschuldet haben, indem sie alle ihr Quäntchen dazu beitragen. Und sie lernen auch nichts dazu, obwohl man meinen sollte, daß man aus Schaden klug wird. Doch die Menschheit macht weiter wie bisher, obwohl sie es eigentlich besser wissen müßte. So befinden wir uns denn beim Intourist-Hotel in Telawi in einer prekären, aber nicht ausweglosen Situation. Die Lust auf Urlaub dürfte aber den meisten von uns vergangen sein, auch wenn sie es nie zugeben würden. Mehrheitlich wollen aber alle nur schnell weg von hier.

Als am nächsten Morgen die Sonne wieder lacht, brechen wir zeitig auf, um das Katastrophengebiet zu verlassen. Groß ist die Sorge, daß die Fluten die eine oder andere Brücke weggespült haben könnten. An der Straße nach Achmeta besichtigen wir noch kurz die Kirche Alawerdi, die, festungsartig ummauert, davon kündigt, daß sie wehrhafte Zeiten überdauern mußte. Männer dürfen

die Kirche in kurzen Hosen nicht betreten, aber das kennen wir ja schon – für einige von uns ist das immer noch ein Problem. Umgekehrt erwarten aber genau die gleichen Leute, daß sich Einwanderer aus fremden Kulturen unseren Gepflogenheiten anpassen: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.“ Der schlichte Innenraum der Kathedrale war einst ganz mit Fresken ausgemalt, die im Zuge der Russifizierung – wie es eben dem Kunstverständnis der Russen, welche ein durch und durch barbarisches Volk sind, entspricht – weiß übertüncht wurden. Die 51 m hohe Kuppel gilt als größter Kirchenbau Georgiens, sein Inneres erweckt ganz den Eindruck eines romanischen Doms. Innerhalb der festungsartigen Anlage hat Schah Abbas einen Palast für seinen Statthalter anlegen lassen, wahrscheinlich, weil er sich damit eine weitere Wehranlage ersparen wollte.

Einen ähnlichen Eindruck erweckt auch die frühere Hauptstadt Kachetiens, Gremi, die unser nächstes Ziel ist. Die wehrartig ummauerte, an eine mittelalterliche Burg erinnernde Anlage wurde 1616 von den Persern erstürmt. Vom Bergfried hat man einen prächtigen Blick auf den Großen Kaukasus, an dessen Abhänge sich die ehemalige Königsresidenz schmiegt. Auf der anderen Seite kann man bis nach Telawi blicken, welchen Ort an der kachetischen Weinstraße wir für immer in unheilvoller Erinnerung behalten werden. Noch immer hängen auf den Bergeshöhen die Wolken bis ins Tal, was uns die leider ohnehin selten freie Sicht auf die Gipfel verwehrt. Aber wir müssen uns bescheiden geben, denn wer weiß, was uns der Klimawandel noch alles beschert. Für eine Besichtigung des Klosters Nekresi verbleibt uns natürlich wieder keine Zeit. Es liegt ein gewisser Fluch auf dieser Reise.

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

Nunmehr kommt es darauf an, zügig durch die aserischen Grenzkontrollen zu kommen, was uns wider Erwarten überraschend gut gelingt, und das, obwohl unser Reiseunternehmen das erste Mal in diesem Land ist und die Auswahl der Hotels einer einheimischen Agentur überlassen hat.

Sowie wir auf aserbajdschanischem Staatsgebiet sind, erleben wir eine große Überraschung: Das Land ist dünn bis spärlich besiedelt, die Straßen sind relativ sauber, die Menschen in Anbetracht der Tatsache, daß wir uns in einem islamischen Land befinden, ziemlich aufgeschlossen und modern. Kopftücher sieht man kaum, die Frauen tragen ihr Haar offen wie bei uns, und die Männer sitzen zusammen am Stammtisch und palavern über Politik wie im heißen Süden, wo das Arbeiten keinen Spaß macht. Die Aseris sind zwar ein Turkvolk, aber es leben in diesem Land auch viele Minderheiten, und wirklich große Armut findet man kaum. Natürlich hat die Sowjetherrschaft mit ihren verfallenen Kombinat- und den tristen Plattenbauten ihre Spuren hinterlassen, aber der Verfall ist nicht so auffällig wie in den beiden Nachbarländern, die wir gerade besucht haben.

Wir nächtigen an unserem ersten Tag in einer recht ordentlichen Ferienwohnanlage direkt an den Abhängen des Großen Kaukasus. Hier finden wir endlich Ruhe und Abgeschiedenheit, deren wir in den vergangenen Tagen so häufig entbehrten. Am Morgen des nächsten Tages eröffnet uns unser Reiseleiter, daß er uns noch heute verlassen wird, um für einen verunglückten Kollegen einzuspringen. Wir sind somit auf uns allein gestellt, unserem einheimischen Reiseleiter ausgeliefert, dem es erheblich an Führungsqualitäten gebricht.

Tags darauf scheint wieder die Sonne. Hier, in Höhen um 800 m, an der Grenze zu Daghestan, ist es angenehm kühl, ein hervorragender Ort für die Errichtung von Kirchen. In Kisch, einem Bergdorf in der Nähe von Scheki, steht an Stelle eines antiken Tempels eine alte albanische Kirche. Schon Strabon berichtet über dieses Albanien, das aber außer seinem Namen nichts mit dem Albanien auf dem Balkan zu tun hat, ebensowenig wie das Iberien im Kaukasus mit dem Iberien auf der iberischen Halbinsel. Doch gänzlich sicher bin ich mir dessen nicht, da z.B. auch die Ungarn mit den Groß-Ungarn durchaus verwandt sind, ebenso wie die Bulgaren mit den Groß-Bulgaren. Auch gibt es in Aserbajdschan immer noch viele Menschen, vor allem Frauen, die blondes bis rötlich-blondes Haar haben, doch generell ist in diesem Land die Vermischung mit Turkvölkern größer als im West-Kaukasus. Im Ort selbst scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Alle Häuser sind ummauert, wie man am Beispiel von Scheki sieht. Viele Anwesen haben Ziegeldächer, doch dann scheinen auch wieder einige sowjetische Blechdächer durch. Die Moschee wurde von den Sowjets als Lagerhalle benutzt. Ein positiver Aspekt der Russifizierung ist allerdings der stark zurückgedrängte Einfluß des Islam, so daß man sich in dem Land viel freier fühlt als in anderen moslemischen Ländern.

Anschließend geht es hinauf zu einer Aussichtswarte, vorbei an einem Befreiungsmoment. Die Hauptsehenswürdigkeit von Scheki ist aber zweifellos der Khanpalast. Er datiert ins 18. Jahrhundert und läßt persische Einflüsse erkennen. Sein Inneres ist eine farbenfrohe Orgie an Farben, Ornamenten, ja selbst bildlichen Darstellungen wie Jagd- und Militärszenen. Ansonsten hat der ganze Ort nicht viel zu bieten, außer, daß unser

WILDER KAUKASUS

lokaler Reiseleiter hier sein Haus und Grundstück stehen hat, und daß er darin tun und lassen kann, was er will – wie er immer wieder betont.

Der nächste Tag beginnt so vielversprechend wie der letzte. Die hartnäckigen Wolken haben den Blick auf den Kaukasus, an dessen Abhängen sich unsere Straße bis zu den letzten Gebirgsausläufern hinzieht, freigegeben. Zum Glück, muß man sagen, hat die Holzindustrie jene Wälder, in denen Bären, Wölfe, Luchse und andere Räuber leben, noch nicht erreicht oder für sich entdeckt, aber auch diese Zeit wird kommen. Unterwegs nach Baku gibt es kaum Sehenswertes, die schroffen Berggestalten ausgenommen. Über dem Ort Schemacha (Shemakhi) liegt ein Mausoleum, welches „Zu den sieben Grüften“ heißt. Die hier ansässige Dynastie der Schirwan-Schahs regierte vom 7. bis zum 16. Jahrhundert. Von der Hauptfestung Gülüstan, die natürlich nicht in unserem Programm enthalten ist, hat sich nicht mehr viel erhalten. Insgesamt 300 Burgen sollen das Khanat dereinst geschützt haben, welches am Ende Rußland unterlag.

Ab Schemacha beginnt die Landschaft ihr Gesicht zu verändern, die Vegetation wird karger, das Klima wüstenhafter. In jener Gegend lenken einige sogenannte Schlammvulkane das Interesse auf sich, die alle noch Spuren eines sich zurückbildenden Vulkanismus aufweisen: Schwefelablagerungen, heiße Quellen, sprudelnde Schlammlöcher, faulige Gerüche. Nach ca. 100 km taucht schließlich die Metropole Aserbaidschans, der Ölhafen Baku vor uns auf. Die Riesenstadt ist quasi aus dem Nichts entstanden, infolge des Ölbooms. Im Jahre 1886 lebten hier keine 100.000 Menschen, heute sind es zweieinhalb Millionen. Sie alle versprechen sich vom

Öl Wohlstand und eine bessere Existenz. Wieviel Natur dabei zu Schaden kommt, ist diesen Menschen in der Regel egal. Baku ist aber auch ein Superlativ der Negative. Über der Stadt liegt ständiger Ölgeruch. An windstillen Tagen kann man die Emissionen der petrochemischen Industrie kaum ertragen. Aber über all den Widerwärtigkeiten vermittelt uns Baku durchaus imposante Impressionen: eine futuristische Architektur, ein modernes Stadtzentrum, prächtige Straßenzüge und bereits für die Zukunft konzipierte Bauten mit Stadion, einer Hängebrücke, Alleen und 20stöckigen Wohnblocks. Der Größenwahn treibt hier Stilblüten. Dabei begann alles so bescheiden. Ein zoroastrisches Tempelheiligtum, in welchem man dem Feuer huldigte, erinnert noch an die Vorläufer der islamischen Religion, als die Perser hier das Sagen hatten. Die Mega-City hat ihr eigenes Flair, wenngleich die Menschen, die sie bewohnen, nichts anderes sind als Nomaden, die sich die Vorzüge der Kultur noch während des Mittelalters kraft ihrer beweglichen Bogenschützen erschlichen haben.

Am nächsten Morgen fahren wir durch den Berufsverkehr Bakus, vorbei an der Flaniermeile und den mondänen Banken- und Geschäftsvierteln, den Ölfeldern und Fördertürmen, jenem Ort also, wo sich das derzeit größte Verbrechen an der Menschheit vollzieht, hinaus nach Gobustan, wo 4000 Jahre alte Felszeichnungen die Anwesenheit des Menschen schon zu dieser Zeit belegen. Apropos Verbrechen: Zwei Grad Erderwärmung werden wohl angesichts dessen, was sich da vor unseren Augen ereignet und vor allem, was in Zukunft noch geplant ist, ein frommer Wunsch bleiben. Wenn die Menschheit so weitermacht wie bisher, dürfte sie wohl kaum noch zu retten sein.

EINE REISE ZU DEN URSPRÜNGEN

Nach etwa 65 Kilometern außerhalb der Stadt erreichen wir Gobustan, eine prähistorische Ansiedlung mit Felszeichnungen, die sicherlich den Höhepunkt unseres Aserbaidshanbesuchs darstellen. Auch wenn einige dieser Ritzungen erst ins späte Paläolithikum datieren, stammen die meisten dennoch aus der Bronzezeit. Zu sehen sind die üblichen Darstellungen von heute längst ausgestorbenen Tieren, Jagd- und Tanzszenen sowie vorzeitliche Schiffe, deren wegen der norwegische Ethnologe Thor Heyerdahl eigens hierherkam, um sie sich anzusehen und daraus die Theorie abzuleiten, daß die Skandinavier ursprünglich aus dem Kaukasus stammen müssen. Er beschrieb den Ort Gobustan als den eindrucksvollsten, den er auf seinen vielen Reisen je besucht hat. Und in der Tat sind die Felszeichnungen, die man in Norwegen findet, den hiesigen sehr ähnlich, und ähnlich hoch sind sie auch über dem Meer gelegen. Ein weiterer, allerdings genetischer Beweis dürfte wohl darin zu sehen sein, daß die Vorgängerhaplogruppe *F* der germanischen Haplogruppe *I* speziell im Kaukasus noch in größeren Frequenzen zu finden ist. Und auch Kurgane gibt es in der Umgebung zahlreich, die immer ein sicheres Indiz dafür sind, daß hier irgendwann Indogermanen gelebt haben.

Nach Rückkehr von dem fast außerirdisch anmutenden Ort legen wir einen kurzen Stop an der ursprünglich 1257 erbauten Bibi-Heybet-Moschee ein, die, von den Russen unter Stalin zerstört, nach der Befreiung vom Sowjet-Imperialismus mit Hilfe von Spendengeldern wiederaufgebaut worden ist. Anschließend geht es hinauf zum „Drei-Feuerzangen-Denkmal“, das hoch über der mittelalterlichen Altstadt thront, die Bucht nach Art eines halbrunden Amphitheaters umrundend. Hier befindet sich

auch das Heldendenkmal, das den im Berg-Karabach-Konflikt umgekommenen Männern gewidmet ist. Danach geht es in die Altstadt Bakus hinab, die noch von einer mittelalterlichen Stadtmauer umgeben ist. Ungeachtet der Enge der Straßen verkehren die Fahrzeuge auch im Stadtzentrum, was den Besuch ein wenig spannender macht, denn der Verkehr ist längst zusammengebrochen, und nervöses und unausgesetztes Hupen nerven den Gast nur. Sehenswürdigkeiten gibt es neben den Stadtmauern kaum nennenswerte: Der Schahpalast, der Jungfrauenturm und zwei Karawansereien sind alles, was es zu besichtigen gibt. Die Restaurants sind entsprechend überteuert, so daß man sich unweigerlich um sein Geld gebracht fühlt, auch wenn die Preise im Vergleich zu den unsrigen immer noch verhältnismäßig niedrig oder allerhöchstens gleich hoch sind.

Ein Springbrunnen im Zentrum markiert den Ort, wo die Schönen und Reichen sich ihr Stelldichein geben. Es sind natürlich eher die schick gekleideten, jungen Frauen, die unsere Aufmerksamkeit erwecken. Auch in den Parkanlagen der Stadt kann man die Damenwelt an sich vorbeiflanieren lassen. Doch mit dem lockeren Umgang ist es noch nicht so weit im Land, aber auch das ist nur noch eine Frage der Zeit, denn man braucht sich nur eines zu vergegenwärtigen: Wenn über 40 Generationen hinweg stets die Eltern die Braut ausgesucht haben, dann sind die plötzlich in die Freiheit entlassenen jungen Menschen von sich aus kaum in der Lage, die richtige Partnerwahl zu treffen, da sie das nie geübt haben. Aber darüber sollten wir uns besser keine Gedanken machen, da unsere Reise in ein paar Stunden bereits Vergangenheit sein wird und wir nur eine Welt erleben konnten, wie sie der Westen mit seinen freiheitlich-

WILDER KAUKASUS

demokratischen Maßstäben mißt. Alles muß, alles wird gleich werden. Der Individualität und Vielfalt sind ganz enge Grenzen gesetzt. Das eigene Kolorit der Völker ist größtenteils überall verschwunden, seit die Verwestlichung immer weiter um sich gegriffen hat und die gesamte Menschheit nivelliert. So können auch die wie ein wiederauferstandenes Rom wirkenden Prunkbauten mit ihren ionischen Säulen und Kapitellen nicht den Eindruck verwischen, daß wir

in den Ländern, die wir in den vergangenen drei Wochen bereist haben, etwas anderes vorfinden werden als ein Spiegelbild von uns selbst. Uns so sind die gesamten Kaukasusrepubliken nichts anderes als Außenposten der Europäischen Union, wie die damaligen Provinzen des Römischen Weltreichs, und dieser Prozeß wird sich fortsetzen, bis der gesamte Erdkreis eine einzige übergreifende Kultur des Abendlandes ist.